STRASSBURGER
THEOLOGISCHE STUDIEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr ALBERT EHRHARD UND Dr EUGEN MÜLLER,
PROFESSOREN AN DER UNIVERSITÄT STRASSBURG.

SECHSTER BAND.

DRITTES UND VIERTES HEFT.

FREIBURG IM BREISGAU.
1904.
HERDERSCHE VERLAGSHANDLUNG.
ZWEIGNIEDERLASSUNGEN IN WIEN, MÜNCHEN UND ST LOUIS, MO.
STRASSBURG. AGENTUR VON B. HERDER.

JAKOB BALDE.

EIN RELIGIÖS-PATRIOTISCHER DICHTER AUS DEM ELSASS.

ZU SEINEM DREIHUNDERTJÄHRIGEN GEBURTSJUBILÄUM.

VON

DR JOSEPH BACH,
DIREKTOR DES BISCHÖFLICHEN GYMNASIUMS ZU STRASSBURG I. E.

FREIBURG IM BREISGAU.
1904.
HERDERSCHE VERLAGSHANDLUNG.
ZWEIGNIEDERLASSUNGEN IN WIEN, MÜNCHEN UND ST LOUIS, MO.
STRASSBURG. AGENTUR VON B. HERDER.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Der äußere Anlaß zu dieser Schrift ist durch das dreihundertjährige Jubiläum der Geburt Jakob Baldes, das zu Anfang des Jahres 1904 gefeiert wird, gegeben. Der innere Grund liegt in der zeitgeschichtlichen Bedeutung des Mannes, dessen Leben und Schriften hier besprochen werden. Jakob Balde ist ohne Zweifel der hervorragendste Neulateiner des 17. Jahrhunderts und der vorzüglichste Vertreter des Humanismus seiner Zeit. Wer eine erschöpfende Literaturgeschichte des deutschen Volkes schreiben wollte, müßte dabei auch, wie es ja für die Zeit der Ottonen stets geschieht, die in lateinischer Sprache abgefaßten Werke deutscher Schriftsteller, der sog. Neulateiner, gebührend berücksichtigen. Vielfach schenkt man diesen Werken, eben weil sie nicht in deutscher Sprache geschrieben sind, keinerlei Beachtung oder man erwähnt sie nur flüchtig am Schlusse der geschilderten Literaturperiode. Und doch bringen oft diese lateinischen Denkmale nationalen Schrifttums gerade dadurch, daß sie in der Sprache einer alten Kulturwelt geschrieben, den Gegensatz zwischen antiker und nationaler Weltanschauung am ungetrübtesten zum Ausdruck, offenbaren unseres Volkes innerstes Fühlen, eigensten Geist und eigenstes Leben und liefern dem Literarhistoriker unentbehrliche Beiträge zur wahrheitsgetreuen Schilderung des Geisteslebens unseres Volkes in den verschiedenen Entwicklungsstadien.

Die mittelalterliche Renaissance hatte zwei Höhepunkte: in Karl dem Großen und den Ottonen. Die politische Seite dieser Renaissance ist die Erneuerung des weströmischen Kaisertums. Die literarische Renaissance trieb ihre Blüten in den Klosterschulen in lateinischer Geschichtschreibung und Poesie

zur Zeit der sächsischen Dynastie. Im 10. und in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts verdrängte sie die Dichtung in deutscher Sprache fast vollständig. Und auch in der Folgezeit bricht sich diese altklassische Renaissance immer wieder Bahn. Der Geist dieser lateinischen Denkmale ist aber durchweg deutsch, der Inhalt der poetischen Erzeugnisse bald episch und der nationalen Sage entnommen, bald weltlich-lyrisch und bringt die Freude an Natur, Liebe, Wein und Spiel zum Ausdruck, bald kirchlich-religiös und atmet Versöhnung und Gnade. Pfleger und Hüter dieser Poesie waren auch in der Folge vorzugsweise die Geistlichen, die Klosterinsassen so gut wie die fahrenden Kleriker.

Bis in die neuere Zeit hinein bildete die umfassende Erlernung der lateinischen Sprache den Hauptgegenstand des gelehrten Unterrichtes; noch im Anfange des 19. Jahrhunderts war die Übung der lateinischen Verskunst in den Schulen sehr in Brauch und wird teilweise heute noch in England und Frankreich betrieben. Bei dieser ganzen Versmacherei war es natürlich weniger auf gediegene Poesie als auf eine zierliche, tadellose technische Form abgesehen, wozu die gegebenen Phrasen des Vergil und Horaz Material und Vorbild liefern. Wie schablonenhaft oft die Poeterei betrieben wurde, zeigt beispielsweise eine im Jahre 1629 zu Frankfurt a. M. von einem gewissen Misnicus herausgegebene Erlernung der lateinischen Dichtkunst: „Ernewerte und continuirte unglaubliche Maniera, den Burger- oder Bawersmann zu underrichten, damit er etzlich hundert Bogen rechter lateinischer versuum füllen möge.“ Da ist es nicht zu verwundern, daß die neulateinische Poesie bei vielen in Verruf geriet.

In noch umfangreicherem Maße bediente man sich der lateinischen Sprache zur Abfassung von wissenschaftlichen oder schöngeistigen Werken, was im Interesse der Entwicklung der nationalen Sprachen oft zu bedauern, im Interesse des unmittelbaren internationalen Gedankenaustausches aber von hohem Nutzen war; die gebildete Welt besaß damals die heutzutage vermißte und dringlich gewünschte Weltsprache, ohne

zu einer künstlichen Sprachkonstruktion, zu einem chimärischen Volapük, ihre Zuflucht nehmen zu müssen.

Infolgedessen ist die neulateinische Literatur, in der besonders der Garten der Poesie sorgfältige Pflege erhielt, fast unübersehbar. Eine auch nur den bescheidensten Ansprüchen genügende Darstellung derselben gibt es noch nicht; ohne Zweifel ist eine solche nicht leicht, weil sie sich nicht auf die lateinischen Denkmale der Literatur eines Volkes beschränken darf, sondern sich mit den in lateinischer Sprache geschriebenen Geisteserzeugnissen aller Kulturvölker befassen muß.

Was dichterische Begabung sowie schöpferische Kraft, Fruchtbarkeit und Originalität betrifft, so nimmt unstreitig der Elsässer Jakob Balde den ersten Platz unter den neulateinischen Poeten ein. Er ist einer der hellsten Sterne, die am deutschen Himmel während der traurigen Nacht des Dreißigjährigen Krieges geleuchtet haben. J. G. Herder stellt ihn ob des tiefen, edeln Gehaltes seiner phantasievollen, zarten und tiefempfundenen Dichtungen über Horaz, den auch heute noch vielbewunderten Lyriker der Römer, obwohl er ihm in formaler Beziehung nicht immer gleichkommt.

Baldes Leben und Werke sind aber auch um so mehr der Beachtung wert, als sie uns ein unübertroffenes Bild der Kulturzustände unseres Volkes während einer noch nicht zur Genüge aufgehellten, bittersten Periode der nationalen Geschichte während des Dreißigjährigen Krieges bieten.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade drei Elsässer — Grimmelshausen ist durch seine spätere amtliche Stellung ein Elsässer geworden — auf drei verschiedenen Literaturgebieten die Kulturhistoriker des Dreißigjährigen Krieges geworden sind. Alle drei sind gleichsam aus dem Kriege herausgewachsen, haben die Greuel nicht bloß geschaut, sondern selbst erlebt und das Elend durchkostet; sie kennen deshalb den ganzen Jammer und die Verworfenheit ihrer Zeit; alle drei sind begeisterte Patrioten, die für die Einigkeit und die alte Größe des Reiches eifern und überall das Bewußtsein für deutsche Art und Sitte wachrufen wollen. Grimmels-

hausen und Moscherosch erfassen das sie umgebende Leben rein satirisch, dieser in eigentlichen, in Prosa abgefaßten Satiren, jener in satirischen Romanen. Joh. M. Moscherosch (1601—1669) aus dem nahe bei Straßburg gelegenen, ehemals zum Elsaß gehörigen Flecken Wilstett (Baden) schrieb unter dem Namen Philander von Sittewald seine „wunderlichen und warhaftigen Gesichte". Mit kalter Seele schildert er die grauenhafte Verwilderung des Soldatenstandes, geißelt mit ätzendem Hohne seiner Zeitgenossen Vaterlandslosigkeit und die albernen Verirrungen einer närrischen Fremdländerei. H. J. Christoffel von Grimmelshausen (1625—1676), von Geburt ein Hesse, in späterer Zeit als Schultheiß zu Renchen im Schwarzwald ein bischöflich-straßburgischer Beamter, der, in seiner Jugend von schwedischen Söldnern aufgegriffen, als Soldat die zweite Hälfte des Dreißigjährigen Krieges mitmachte, schildert in seinem 1668 erschienenen Hauptwerke „Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus" in der Einkleidung einer Selbstbiographie die bunten Abenteuer und das wechselnde Glück eines Vagabunden und gewährt uns dadurch einen tiefen Einblick in die grauenhafte Sittenverderbnis jener Zeit: Die Unsicherheit der Person und des Eigentums hat den höchsten Grad erreicht; Untreue jeder Art, Dieberei, Unzucht, Mord und Brandstiftung stehen in Blüte; zwischen Soldaten und Bauern herrscht Krieg bis aufs Messer; in den Kreisen der Vornehmen gedeiht wüste Genußsucht. Die getreuen Schilderungen des Lebens sind von blutiger Ironie und derbem Galgenhumor durchzogen; indem er die ganze Faulheit der Zeit aufdeckt, lacht er darüber, wie Shakespeares weise Narren lachen bei den grausigsten Auftritten seiner Tragödien.

Balde ergänzt beide in der angenehmsten und kunstreichsten Weise. Auch er besitzt wie seine beiden Landsleute und Zeitgenossen eine satirische Ader; doch überragt er sie weit in der Vielseitigkeit des Geistes: Mit Ausnahme des Romanes und der Epigrammatik hat er sich auf allen Gebieten der schönen Literatur mit durchschlagendem Erfolge

versucht, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß zuweilen in Sprache und Ausdruck Niederschläge des verdorbenen Zeitgeschmackes sich offenbaren. Während Moscherosch und Grimmelshausen mit bitterem Hohne, der nicht selten in rücksichtslosen Cynismus ausartet — freilich mit überraschender Naturwahrheit — die Schrecken ihrer Zeit schildern, erhebt sich Baldes Bild hoch über diesen nackten Realismus; es ist erhellt durch das versöhnende Licht, das von einer tiefreligiösen Weltanschauung ausstrahlt und selbst in den Greueln der Verwüstung das Walten der Vorsehung erkennen läßt und den Glauben an eine kommende Erlösung aus allen trostlosen Wirrsalen lebendig erhält. Und was Paul Gerhard an einem Neujahrstag des ausgehenden Dreißigjährigen Krieges gesungen:

Schließ deine Jammerpforten
Und laß an allen Orten
Auf so viel Blutvergießen
Die Freudenströme fließen,

das klingt wieder in fast all den ernsten Liedern des glaubensstarken Sängers aus dem Elsaßlande als friedenkündender Grundton seines Hoffens, Liebens und Leidens[1].

---

[1] Eine gute Fundgrube für die Kenntnis von Baldes Leben sind seine zahlreichen Werke. Um die Aufhellung seiner äußeren Lebensumstände haben sich am meisten verdient gemacht J. B. Neubig, Bavarias Musen in Joh. Jak. Baldes Oden, I. und II. Band (München 1828, 1829) und Georg Westermayer, Jakobus Balde, sein Leben und seine Werke (München 1868). Ein Teil des im folgenden Behandelten ist, freilich in anderer Form, besprochen in elf von mir im Bulletin ecclésiastique de Strasbourg 1885, Nr 2—12 veröffentlichten Artikeln, die in den Historisch-politischen Blättern, CXXX (1902) 477, irrtümlich dem im Jahre 1901 verstorbenen Münchner Universitätsprofessor Joseph Bach zugeschrieben worden sind.

Straßburg i. E., den 4. Januar 1904.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

Baldes Leben.

1. Jugend (1604—1624). Studienzeit. Poetische Versuche.

Jakob Balde wurde zu Anfang des Jahres 1604, vielleicht schon gegen Ende des Jahres 1603, in Ensisheim (Oberelsaß), der Hauptstadt der vorderösterreichischen Lande, die kirchlich zur Diözese Basel gehörte, geboren und am 4. Januar 1604 getauft[1]. In diesem Städtchen wohnten zu jener Zeit viele adelige Familien, so daß dasselbe kurz vor Ausbruch

[1] Der Eintrag über seine Taufe ist noch in dem im Ensisheimer Stadthause aufbewahrten „Registrum actuum baptismalium ecclesiae parochialis S. Martini civitatis Ensisheim a 1. Iunii 1582 usque ad 26. Septembris 1690" erhalten und lautet:

Pater	Mater	Infans	Compater	Commater	Annus 1604
Hugo Balde	Magdalena Wittenbechin	Jakobus	Jakobus Reinbolt Statschreiber	—	Januar 4

Fr. J. Merklen, Histoire de la ville d'Ensisheim II, Colmar 1840, 210, und Westermayer, Jakobus Balde, sein Leben und seine Werke S. 266 f, nehmen den 4. Januar als Geburtsdatum an. Vgl. Zachariae, Handbuch des französischen Civilrechts I[7] 210: „Fehlt in den Akten der Tag der Geburt, so ist anzunehmen, daß das Kind an dem Tage geboren sei, von dem der Akt datiert ist." Sicherlich ist Balde nicht allzu lange vor dem 4. Januar geboren, da man in katholischen Kreisen die Gewohnheit hat, die Kinder bald nach der Geburt zu taufen. In einigen Gegenden Süddeutschlands herrscht die Sitte, die während einer Woche gebornen Kinder am folgenden Sonntag zu taufen. In der Tat war der 4. Januar 1604 ein Sonntag. War diese Sitte damals in Ensisheim maßgebend, so fällt Baldes Geburt in die Zeit vom 28. Dez. 1603 bis 4. Jan. 1604. Balde selbst war der Meinung, daß er im Sommer 1603 geboren sei (vgl. die Überschrift des Gedichtes Lyr. I 34 und die am 1. Januar 1658 beendete Vorrede zu seinem Antagathyrsus).

des Dreißigjährigen Krieges einen Glanz und Wohlstand erlebte, um den es manche Reichsstadt des Landes beneiden konnte. Jetzt sind nur noch wenige Denkmäler ehemaliger Herrlichkeit vorhanden, wie das stattliche Rathaus, in dessen Räumen Baldes Vater seiner amtlichen Tätigkeit oblag. Den großen Platz vor demselben ziert heute ein von dem Fabrikanten Sautier dem Städtlein geschenkter, monumentaler Brunnen, an dem die Büste des ersten habsburgischen Herrschers an die österreichische Zeit erinnert. Daß Ensisheim unter der Herrschaft Österreichs glücklich war, das sagt uns Balde selbst[1] in einer Klage über die spätere Fremdherrschaft:

> ... Die so froh dereinst
> Den holden Königsglanz von Östreichs
> Sonne aus leuchtenden Trauben schlürften,
> Ach, sind verurteilt, jetzo das Tote Meer
> Und Nebelqualm zu trinken der tiefen Nacht.

Unser Dichter war überhaupt gut österreichisch gesinnt; er rühmt in den „Tillii Parentalia“[2]: „An den österreichischen Höfen wohnt und hat ihre bleibende Stätte feine Bildung, wohlwollende Gesinnung, Anmut, vertrauliche Umgangssprache und zarte Beredsamkeit.“ Seine Familie war wohlhabend, wie aus einem Erbschaftsprozesse in Ensisheim über die Hinterlassenschaft der Balde ums Jahr 1670 klar erkenntlich ist. Der Vater hieß Hugo Balde und stammte aus Giromagny in den Vogesen, das damals noch zu Deutschland gehörte; als Kammer- und Gerichtssekretarius zählte er zu dem vornehmen Stande der „Hoffsverwandten“, d. h. der Beamten am dortigen Hofe; er starb am 3. März 1617. Sein Amtsgenosse war eine Zeitlang der Hofadvokat Johann Roy, der spätere hl. Fidelis von Sigmaringen. Ein anderer Hugo Balde war Kanzler, ein gewisser Georg Balde war Kanzleisekretär[3]. Seine Mutter

---

[1] Epilog zu der vereinzelt gedruckten Ode dicta Agathyrsus, Monachii 1638 (Übersetzung von Westermayer).

[2] Opera poetica omnia VIII, München 1729, 68.

[3] Merklen, Histoire de la ville d'Ensisheim II 210.

Magdalena Wittenbach war eine Tochter Ensisheims. Ein Sohn ihres Bruders, Johann Venerand Wittenbach aus Ensisheim, wurde im Jahre 1649 Lizentiat der Rechte und bald nachher vom Kaiser in den Ritter- und Freiherrnstand erhoben und zum geheimen Rat und Kanzler der Grafschaft Tirol ernannt.

Jakob war das zweitälteste unter acht Kindern (fünf Söhnen und drei Töchtern). Einer seiner Brüder, Johann Georg, wurde auch wie er selbst Jesuit und starb in blühendem Jünglingsalter im Jahre 1634; über die übrigen Geschwister ist nichts bekannt. Ebenso sind wir über des Dichters Jugendzeit nur mangelhaft unterrichtet, da wir aus seinen Schriften fast nichts über seine ersten Lebensjahre erfahren; überhaupt ist er sehr sparsam mit Mitteilungen über seine persönlichen Lebensverhältnisse, wie über seine Familie, seine Heimat und den Jesuitenorden; als wahrer Weiser verschmäht er, solches zu berichten; sein Wahlspruch ist[1]:

Nullius idem (nämlich sapiens) sollicitudinis,
Quo natus anno, quo genitus patre,
Vulgo requirenti, fatetur
Luce palam sine fraude tantum
Se nosse recte vivere.

Trotz aller Beifallsbezeugungen, die ihm später auf seiner dichterischen Laufbahn in hohem Maße zu teil wurden, blieb er stets demütig und bescheiden. Daß er übrigens von seinen Eltern eine tiefreligiöse, echt christliche Erziehung erhielt, das beweisen die vielen herrlichen an das Jesukind und die Gottesmutter gerichteten Lieder, die kindliche Herzensunschuld und zarte Frömmigkeit atmen. Der geweckte Knabe wurde in der deutschen Sprache trefflich ausgebildet, so daß er sich später einmal einem Freunde, dem französischen Gesandten Grafen D'Avaux, gegenüber mit Stolz rühmen konnte[2]: „Die deutsche Sprache verstand ich schon in meinem Knabenalter besser als mein Großvater, ja besser als mein Vater." Seine

[1] Carmina lyrica II. Buch, Ode 10 De moribus et natura sapientis.
[2] Opera omn. VI 341.

Muttersprache schätzte er als teures Erbstück; deshalb bereitete ihm die zu seiner Zeit hereinbrechende Barbarei und Ausländerei und der damit zusammenhängende Verfall der deutschen Sprache viele Schmerzen.

> Wiegt so schwer Frankreichs und der Spanier Zunge?
> Wie, wenn Rom rückheischt die gelieh'nen Federn,
> Böte wiedrum nicht zu Gelächter Stoff die
> Nackende Krähe?
>
> Selbst den Ursprung dankt sich die deutsche Sprache,
> Frei und hoheitsvoll; von erlauchter Mutter
> Brautgemach stammt sie, doch die andern alle
> Stammen von Buhlen.

So klagt er bitter über den Niedergang der deutschen Sprache, „die alle lebenden durch den alten Adel ihrer Herkunft übertreffe“ [1]. Da der Vater dem Richterstande angehörte, so bestimmte er seinen talentvollen Sohn für das Studium der Jurisprudenz. Die damalige Verwaltung der westlichen Bezirke Deutschlands erforderte die Kenntnis des burgundischen Dialekts (bourguignon); deshalb wurde der kleine Balde bereits in seinem zehnten Jahre nach Belfort, der äußersten deutschen Feste an der Grenze Frankreichs, geschickt, damit er sich dort im Französischen ausbilde. An der frühzeitigen Entfernung des Knaben aus dem elterlichen Hause war ohne Zweifel auch noch ein schreckliches Familienereignis schuld. In Ensisheim stand damals der Hexenglaube in trauriger Blüte; etwa ein halbes Jahrhundert vor Baldes Geburt war als „der keyserlichen Regierung Ensisheim bestellter Physikus“ dortselbst tätig der Arzt Georg Piktorius aus Villingen, der überall Hexenluft witterte. Außer vortrefflichen Schriften verfaßte er das Buch „De illorum daemonum, qui sub lunari colimitio versantur, ortu, nominibus, officiis, illusionibus, potestate ... et quibus mediis in fugam compellantur, isagoge“ (Basileae 1563). Mit wildem Eifer wurde nach Hexen gefahndet, und viele Personen in Ensisheim als Hexen verbrannt. In den Jahren 1551 bis 1622 endeten 45 Frauen auf dem Scheiter-

[1] Silvae lyricae II. Buch, Ode 3 (Übersetzung von Westermayer).

haufen [1], darunter auch die am 17. September 1613 verurteilte Frau Ursula, die Witwe des „Hoffsverwandten“ Johann Ulrich Wittenbach, die die Großmutter des Dichters war [2]. Die gräßliche Verbrennung sollte der Knabe nicht mitansehen.

Balde gewann Belfort, wo er bis zu seinem 14. Jahre blieb, sehr lieb; später erinnert er sich noch häufig der wackern Belforter; er dichtete eine Ode (Ad Belfortenses) auf sie und sandte Briefe an mehrere befreundete Bürger der Stadt, in denen er ihren durch die schrecklichen Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges gesunkenen Mut wieder aufrichtet [3]. Leider sind diese Stücke während der großen Revolution verloren gegangen und konnten bis jetzt nicht wieder aufgefunden werden.

Unterdessen (im Februar 1615) hatten die Jesuiten in Ensisheim selbst ein Gymnasium errichtet, das bald unter ihrer ausgezeichneten Leitung einen mächtigen Aufschwung nahm. Balde kehrte deshalb sofort nach seiner Vaterstadt zurück, um diese jugendlich aufblühende Anstalt zu besuchen. Hier entwickelten sich rasch zur frohen Bewunderung der Lehrer seine geistigen Fähigkeiten; sein lebhafter, wißbegieriger und schnellfassender Verstand berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Vorzüglich in der lateinischen Sprache, der im alten Lehrplan der Jesuiten der Löwenanteil der Lehrstunden zugewiesen war, machte er unter der Leitung tüchtiger Lehrer glänzende Fortschritte, so daß sie ihm, wie seine vollendeten lateinischen Gedichte späterer Zeit bezeugen, zur zweiten Muttersprache geworden ist. Nicht nur Liebe zur Religion und zu den Wissenschaften ward hier gepflegt, sondern auch der Sinn für die Größe des deutschen Vaterlandes. Balde ward ein feuriger Patriot, hing aber auch mit leidenschaftlicher Liebe an seinem engeren Heimatlande, dem Elsaß, dessen

---

[1] Merklen, Histoire de la ville d'Ensisheim II 103 ff.

[2] Briefliche Mitteilung des Amtsrichters Beemelmans in Ensisheim, der die Prozeßakten veröffentlichen wird.

[3] J. F. Hermann, Notices hist., statist. et litt. sur la ville de Strasbourg (1817—1819) II 337.

lachende Auen und frohe Menschen er in vielen seiner Gedichte besang, mit dem er klagte und hoffte, als der Dreißigjährige Krieg wie eine verheerende Sündflut über den heimatlichen Boden hereinbrach. Später als jede Rückkehr nach dem Elsaß abgeschnitten war, konnte er die Heimatstätte nie vergessen. Zeitlebens loderte in seiner Brust das Feuer dieser Heimatliebe, und auch ihm ist der Satz, der damals Sprichwort gewesen, Wahlspruch geworden:

Es ist doch ein geheimer Brand,
Die Liebe zu dem Vaterland.

Sein geliebtes Elsaß erwähnt er häufig und nennt es „selige Göttin, der Göttermutter Cybele gleichkommend" (Diva felix ac Berecynthiae aequata matri), „Edelsitz, Smaragd im Erdenring" (sedes nobilis, anuli smaragdus orbis)[1]. Mit Vorliebe nennt er sich einen Elsässer[2]; als Grabschrift will er höchstens — am liebsten wünscht er gar keine — folgende Worte gesetzt haben[3]: „Hier liegt der elsässische Dichter, dessen Stirn einst der Lorbeer schmückte." Jene Heilige, die an dem Wallfahrtsorte Altöttingen in Bayern zur Linde aufsproßte[4], ist eine Elsässerin aus Zabern. Aus vielen seiner Gedichte spricht deutlich und klar die immer wiederkehrende Sehnsucht nach dem Elsaß, da er in Bayern nie so recht heimisch werden konnte. In einer Ode an einen befreundeten in der Verbannung lebenden Elsässer singt er in stiller Wehmut[5]:

Schon zwei Jahrzehnt' bin ich verbannt
Vom fernen lieben Heimatland:

---

[1] Silv. IV 2. Andere Stellen, wo er das Elsaß mit Liebe erwähnt, sind Lyr. I 25, Vers 48 ff (Op. o. III 189 192); V 72; VI 340; IX 28, 75 ff. Breisach nennt er „des deutschen Jupiter feste Tarpejerburg" (Lyr. I 36, 17 f; Silv. IV 2, 81) und den „Schlüssel des Reiches" (Interpret. Somnii, ed. v. Freyberg 202).

[2] Lyr. I 5, 76; IV 29, 20; 35, 48; Silv. I 16, 78; II Parthen. 6, 16; V 2, 2; 9, 24; VII 18, 37; IX 3, 34; 5, 60; 25 Ende (Op. o. IV 269 308 415 520 536; VI 341 361 424; VII 207). — Nur einmal (Lyr. IV 9, 13) läßt er sich von der Muse als „bayrischer Dichter" anreden.

[3] Silv. VII 18, 37. [4] Epod. 7. [5] Lyr. II 27, 17 ff.

O allzu oft schon reift' die edle Glut
Der vollen Traub' im Sonnenglanz,
Floh Ceres mit dem Ährenkranz
Zur Unterwelt in Plutos düstre Hut,
Seitdem ich nicht mehr trank der Heimat Wein
Im Wasgaulande, dort beim Vater Rhein.

Noch deutlicher ist seine Klage[1]:

Noch immer hält mich Deutschland fest
Und meiner Tage letzter Rest,
Der fließet trüb im Bayernland dahin.
Und nimmer endet meine Not,
Scheint meiner Freiheit Morgenrot;
Doch schnell wie Pfeile meine Jahre fliehn.

Und wenn er auch in einem seiner Gedichte[2] durch den Satz: „Ein jeglicher Boden ist dem wackern Manne Vaterland“ an den bekannten, das Weltbürgertum preisenden Grundsatz: „Ubi bene, ibi patria“ erinnert, so ist festzuhalten, daß dieser Ausspruch in Baldes Munde nur den Wert eines Trostspruches an einen unglücklichen, aus dem Vaterlande vertriebenen Freund hat. Unglückliche sucht man ja oft durch Gründe, die in uns selbst nicht zur rechten Überzeugung geworden, zu trösten.

Am Gymnasium zu Ensisheim schloß Balde edle Freundschaftsbündnisse, die später in der Zeit des Unglücks Halt und Weihe erhielten; brüderlich tröstete er seine unglücklichen Freunde, die von der Kriegsnot furchtbar heimgesucht worden waren oder flüchtig auf fremder Erde herumirrten; er richtete ihre Seele auf durch die Kraft seiner nie versiegenden Lebensweisheit[3]. Einem elsässischen Landsmann, Arbogast Harphius, widmet er die 45. Ode des 4. Buches seiner „Carmina lyrica“ und das 8. Buch seiner „Silvae lyricae“; einem andern, Matthias Cervus (wohl Hirsch), der Oberst im Heere war, die 11. Ode des 4. Buches der „Carmina lyrica“, wieder einem andern,

---

[1] Lyr. IV 36. [2] Lyr. III 34, 51 f; vgl. auch II 27, 28 ff.

[3] Siehe Lyr. II 27: Ad Alsatam exulem; III 6: Ad nobilem Alsatam, ut patriae calamitatem moderate ferat; III 20: Ad Alsatam sub Sueco exulem in Helvetia; III 34: Ad exules Alsatas, quaevis fortiter esse ferenda.

Georg Stivo, die 11. Epode. Aus der Zeit, wo er das Ensisheimer Gymnasium besuchte, ist noch eine Ode auf uns gekommen, der Zeit nach wohl die erste seiner erhaltenen Dichtungen: „Clangor anseris“ [1]; das Gedicht ist ein kindlich humorvoller Lobpreis auf die Martinsgans, die zu Ensisheim, wo Sankt Martin Stadtpatron ist, beim Festschmause nie fehlen durfte; das Gedicht klingt in eine harmlose Bitte an Sonne und Mond aus, die Gans unter die Gestirne zu versetzen.

Nach Beendigung der Studien am Gymnasium seiner Vaterstadt — etwa im Jahre 1620 — bezog er die hohe Schule von Molsheim. In dieser Stadt, die am Fuße rebenbekränzter Hügel liegt, wo das Breuschflüßchen munter aus den Vogesen springt, hatte der Straßburger Bischof Johann IV. von Manderscheid in dem Jahre 1581 in dem Gebäude des alten Hospitals ein Jesuitenkolleg gegründet; es wurde von seinem Nachfolger, dem Kardinal Karl von Lothringen, im Jahre 1592 bzw. 1607 zu einem Seminar, sodann unter dem Bischof Leopold, Erzherzog von Österreich, durch Urkunde des Papstes Paul V. vom Jahre 1612 und die Bestätigung des Kaisers Matthias vom Jahre 1617 zu einer Akademie ausgebaut. Am 26. August 1617 ward die neue Kirche eingeweiht und am folgenden Tage die Hochschule feierlich eröffnet. Sie besaß zwei Fakultäten, Philosophie mit drei Jahreskursen (Logik, Physik und Metaphysik) und Theologie mit einem vierjährigen Kursus. Sie bestand unter einigen Veränderungen fort bis zur großen Revolution, wo sie aufgelöst ward durch die Dekrete vom 18. August 1792 und und 8. August 1793 [2]. An dieser Akademie herrschte ein

[1] Silv. V 22.

[2] Über die Hochschule in Molsheim vgl. Jod. Coccius, Primitiae Archiducalis Academiae Molshemianae (Molshemii 1618); Panegyricus IV libris divisus, Leopoldo episc. Molshem. academiae nomine dictus (Molshemii 1618); Inauguratio Collegii Molshemiani (Molsh. 1619). Histoire du Collège épiscopale de Molsheim (Revue catholique de l'Alsace 1867 1869). Berger-Levrault, Annales des professeurs des académies et universités alsaciennes 1523—1871 (Nancy 1892) xcix ff.

strenger, tiefreligiöser Sinn, wie aus den Statuten für die Akademiker hervorgeht: „. . . 2) An jedem Tage sollen die Studenten zur bestimmten Stunde und am bestimmten Orte der heiligen Messe, der Vesper, der Predigt beiwohnen und sich an den andern eingeführten religiösen Übungen beteiligen. 3) Monatlich sollen sie beichten, an den Festtagen zum Tische des Herrn gehen, Gott, der heiligen Jungfrau Maria und den übrigen Heiligen sich empfehlen und besonders um den treuen Schutz ihres heiligen Engels flehen, Bücher, in denen Anleitung zu christlicher Sitte und Frömmigkeit gegeben wird, eifrig lesen, . . . abends beten und sorgfältig das Gewissen erforschen. 8) . . . Kneipen, die ohne Unterschied des Standes besucht werden, sollen sie nie betreten, zu Hause keine Trinkgelage veranstalten; Gast- und Zechgelage bei Feier des Kaiserfestes, der Fastnacht, des Martinsfestes, des Geburtstages, beim Abgang von der Hochschule oder bei irgend einer andern Gelegenheit sind streng verboten. 9) . . . Sie sollen sich niemals auf dem Fecht- oder Tanzboden sehen lassen, schlüpfrigen Schauspielen weder beiwohnen noch solche aufführen. 10) . . . Weil das häufige Reisen den Studien und der Frömmigkeit in der Regel Eintrag tut, so soll ein jeder während den Herbstferien sich mit allen Existenzmitteln für ein Jahr ausrüsten, damit er nicht durch öfteres Heimreisen seine Studien unterbrechen muß. 11) Im Sommer soll niemand mehr nach der neunten, im Winter nach der achten Stunde ausgehen; falls aber jemand notwendigerweise nach diesen Stunden seine Wohnung verlassen müßte, so muß er Licht und Begleitung bei sich haben, darf aber keine Waffen tragen und hat sich jeglichen Lärmes zu enthalten."[1] Diese Strenge erstickte keineswegs den Frohsinn der Jugend. Wie es scheint, wurden fleißig Ausflüge in die romantische Umgegend gemacht und frohe Fahrten landauf landab unternommen. So kam Balde in Begleitung seines Freundes, Peter Buschmann aus Köln, im Jahre 1620 nach

---

[1] Berger-Levrault a. a. O. CXIII ff.

Straßburg, um den damals auf dem Roßmarkt (jetzt Broglieplatz) stattfindenden berühmten Johannismeßti zu besuchen. Hier erlebte der Studiosus ein lustiges Abenteuer, das er selbst uns in seiner schalkhaften Art in der 19. medizinischen Satire[1] folgendermaßen erzählt: „Ein schnurrig Märlein will ich jetzt erzählen. Es war im Jahre (1620), da Thurn für seinen gekrönten Winterkönig (Friedrich V. von der Pfalz) den Prager Heerbann aufbot und der grimmige Kriegsgott die rebellischen Böhmen zu Boden schlug. Noch sproßte mir der Bart nicht um das Kinn, und noch nicht hatt' ich abgeschworen das Spiel der eitlen Liebeszither; da zog ich munter und frohen Sinnes mit einem guten Kumpan, den das heilige Köln, die Jungfrau, mir beigesellt, nach jener Stadt im Elsaß, die, rings umblüht von königlichen Gärten, den herrlichen und hochedlen Namen ‚Silberburg' trägt (Argentoratum oder Argentina). Den Gesellen und mich trieb die Neugier des menschlichen Geistes, andere der Handel und die Hoffnung auf reichen Gewinn während des großen Marktes. Denn es war die Sommerszeit, wo die Handelsgeschäfte blühen und das Geld häufig die Kasten und Herren wechselt. Ich schweifte durch all die verschiedenen Straßen in jugendlichem Leichtsinne, und recht vieles ergötzte meinen staunenden Blick. . . . Allwo der Mauern zwei zu starken Bogen sich wölben, begegnete mir zufällig ein häßliches Zigeunerweib aus Ägypten; ihr wirres Haar mehrte noch mein Entsetzen; vor großer Schwärze schien ihr Gesicht zu glänzen, wie das nächtliche Gefieder des krächzenden Raben." Diese Zigeunerin wahrsagte mitten im Gewühl der Menge den sie Befragenden ihr zukünftiges Geschick. Auch unser burschikoses Studentchen voll schäumender Lebenslust überwand leicht seine Scheu, ging mutigen Herzens zu der Alten und befragte sie nach seinen kommenden Lebensschicksalen. Und die Zigeunerin begann zu orakeln: „Du bist argwöhnischer Natur, nährst hochfliegende Pläne und weilst gern bei losen Gesellen. Sklavische Arbeit ist dir verhaßt, auch wenn sie ruhmvolle,

[1] Op. o. IV 428 ff.

königliche Titel dir brächte; Kopfhängerei und Menschenhaß findet an dir einen ewigen Gegner; schmächtig, wie du bist, wirst du bleiben dein Lebtag. Aber die Zither wird dich begleiten und die Sangesgöttin den Kranz ums Haupt dir flechten." Das alles ließ sich der heitere Jüngling gefallen. Sobald aber die häßliche Pythia von einer einäugigen, mißgestalteten Gattin sprach, die ihm jenseits des Meeres erblühe und die er unter großen und mannigfaltigen Lebensgefahren gewinnen müsse, „da knirscht' ich vor Wut, flugs dreht' ich die Hand um, gab ihr den Lohn und die Antwort zugleich mit schallender Ohrfeig'; dann entrann ich geschwind unter frohlockendem Beifallsklatschen des Freundes, und wir flüchteten uns in eine trauliche Schenke, bekannt und benannt ‚Zum weißen Rößlein'[1], das seinen Kopf allda im Schilde herausstreckt. Dort ergötzten wir uns am Safte der Reben, verscheuchten die Sorgen und lachten zusammen recht herzlich aus vollem Halse".

Bei dieser Gelegenheit mag es auch gewesen sein, da er in Straßburg eine kunstvoll gearbeitete Uhr (die Münsteruhr?) bewunderte; sie gefiel ihm indes nicht so gut als ein ähnliches Kunstwerk in Augsburg, das er um das Jahr 1659 sah und beschrieb[2]. Auch mag er damals am Münster sich die interessante Grabschrift abgeschrieben haben, die er seinem „Solatium podagricorum" eingefügt hat[3]. Von Molsheim aus machte er wohl auch einen größeren Ausflug nach Heidelberg. Denn in seinen Werken[4] findet sich eine herrliche, in Einzelheiten sich verlierende Beschreibung der dortigen Schloßgärten, die nur auf Autopsie beruhen kann; später bot sich ihm, insoweit wir sein Leben verfolgen können, kaum mehr Gelegenheit, die „feine" Neckarstadt zu sehen.

---

[1] Höchst wahrscheinlich ist hier gemeint das Gasthaus „Zum weißen Rößlein", das sich nach Ausweis des Straßburger Almendbuches von 1587 in der Blauwolkengasse, heute Nr 27, befand (Seyboth, Das alte Straßburg 9).

[2] Op. o. IV 6. [3] Ebd. 110.

[4] Ebd. V 326 f.

In der kleinen elsässischen Musenstadt war jedoch nicht mehr lange seines Bleibens. Die Jesuiten wurden durch die sich überstürzenden Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges gezwungen, Molsheim zu verlassen. Die kriegerischen Horden des Grafen von Mansfeld erschienen im Dezember 1621 im Unterelsaß. Rauchende Dörfer bezeichneten den Weg, den die wilden Scharen nahmen. Der Dichter schildert die Greuel der Verwüstung in einem ungedruckten, aus Poesie und Prosa bestehenden Deklamationsstück, in dem verschiedene Dichter (Vergil, Ovid, Statius usw.) auftreten und zornige Verwünschungen gegen Mansfeld aussprechen[1]. Aus diesem etwa 25 Folioseiten umfassenden rhetorisch-geschraubten Manuskript mutet uns wehmütig der „Hilferuf der Alsatia", die flehend am Fuße des kaiserlichen Thrones kniet, an:

Iam laceras turbata genas Germania votum
Solvebat superis, cum deploranda Viennam
Alsatia advenit calidas fusura querelas
Caesaris ad postes: non ut nativa decoris
Maiestas et forma petit, sed ut exulis ora
Squaloremque decet, fractis hinc cornibus uvae
Sanguine civili turgentes, rarior inde
Et ieiuna seges modicae respondet aristae.
Illa sacrum demissa caput: Fernande, quod oro,
Subsidium differs? multum quod in hoste laborem
Vel tua causa facit; primas Mansfeldius urbes
Obsidet et patriae titulos velut Alsata iactat.
Totius, ah memini, pulcherrima filia quondam
Europae fueram, quae si foret annulus ipsa
Gemma futura forem, vel se quoque teste benigna
In nostro natura sinu gremioque renidet.
Flava Ceres vestit campos, topiaria Maius
Instruit et vites gemmis exornat Iacchus.
Non fluvii desunt, vel aprici litora Rheni
Innumerique lacus et ad instar moenia Troiae.
At modo diversum stamen lamentaque, Caesar,
Adventus cognosce mei: sunt omnia verso
In peius permista loco, dant fata regressu
Atque utinam, quem iam video, prius ante dedissent,

[1] In Comitem Ernestum Mansfeldium Philippica Poetarum. Staatsbibliothek in München, Cimelien 364 II, fol. 112 ff.

Non tantum decepta forem, — gemituque relicto
Ingentem secum torsit post terga ruinam. —
Pro pudor! ante dabam leges et iura subactis;
Nunc vix una mihi superest a vulnere serva
Ignavos testata metus, scapulasque rebelles
Verberibus nudat crudis, scuticaeque vibratae
Heu duram Nemesin! vinclis et carcere maestum
Nobilitas captiva gemit, foedeque coacta
Praedonis strictos nolens incumbit in enses.
Arva cruore natant, stabulis abducta feroces
In gladios armenta ruunt, vacuataque marcens
Imbuit attonito pastore mapaliae tabus.
Quid porro crudelis aget? fastidia praedae
Vertit in obsequium caedis quae dolia venter
Nauseat effracta compage natantia vultu
Spectat eo, veteres quo spectat Roma triumphos
Non tamen idcirco siccis gemuisse colonis
Vix simulare licet trepidi suspiria cordis,
Aspectu quandoque feri libranda tyranni.
O Princeps Leopolde, graves huc dirige curas
Fraternas imitatus aves, assurge verendum
In clipeum, sanctosque lares et tecta tuere!
Sentiat ultorem proles vesana, paterni
Criminis opprobrium, vivens morituraque luctas
Sentiat et spurias non iactet transfuga cunas!
Si piget Alsatiae, potius me vendite Turcis
Aut summis, quos rubra iugis aurora coercet,
Reddite me populis, tantum passura pudorem
Empta dabo supplex regali basia lunae.
Qui comes obliquo maculavit sanguine stemma,
Cur quaeso nostri meruit pars esse doloris?
Alterius saltem Furiis prosternar, id ipsum
Exitii solamen erit, mihi dedecus hostis,
Non frugum iactura nocet; desistat in hortis
Ver violas ridere suas, nec palmite colles
Bacchaea viridi rediens autumnus obumbret.
Urantur segetes, modo non Mansfeldius urat;
Inficit et glebas et terram polluit ipsam.

Da in Molsheim bis auf bessere Zeiten die Vorlesungen eingestellt werden mußten, so wandte sich Balde nach Ingolstadt in Bayern, dessen Universität, durch die Liberalität der bayrischen Herzoge großartig ausgestattet, damals als der geistige Mittelpunkt des katholischen Deutschlands galt. Diese Hochschule mit ihrer fast erbgesessenen Professoren-

oligarchie, die vielfach dem Jesuitenorden entstammte — 1549 war ihm die theologische Fakultät übertragen worden —, war streng katholisch, konservativ, stolz auf ein mächtiges Wissen, das sie oft mehr überlieferte als vermehrte, doch den allgemeinen Bildungsinteressen möglichst zugänglich machte. Die Studentenschaft gewöhnte sich hier im allgemeinen an feinen Ton, wiewohl die zum Teil rohen Sitten kleiner Universitätsstädte nicht gänzlich verschwunden waren [1]. Der Adel Süddeutschlands sandte seine Söhne dorthin, die junge Aristokratie Polens studierte hier mit Vorliebe. Sicher nachweisbar befindet sich Balde in Ingolstadt seit April 1622. Sein geliebtes, ihm unvergeßliches Elsaß sollte er nie wiedersehen. Er schildert das frohe studentische Treiben an der Universität in der Satire „Nil gratis" [2]: „Ingolstadt ist ein Sitz der Musen; daselbst ist auch der Tummelplatz körperlicher Gewandtheit; hier entfaltet sich kräftig das Pentathlon, magst du nun lieber laufen oder als Faustkämpfer dich üben oder dem Stier die Bleikugel ins Maul drücken oder gegen den Widerpart in philosophischer Arena die kräftigen Schlagriemen erheben. Verschiedenartige Kränze warten der Sieger." An diesen körperlichen Wettkämpfen beteiligte sich der schlankgebaute, allen gymnastischen Übungen holde Elsässer mit regem Eifer. Bald war er allgemein beliebt durch sein geselliges Wesen, durch den unverwüstlichen Humor, durch seine unerwarteten Geniestreiche und seine bewunderungswürdige Fertigkeit im Gesang und Lautenspiel, gefürchtet wegen der beißenden Satire, die ihm den niedrig Denkenden vom Leibe hielt. Später gedenkt er dieser jugendlich bewegten Studentenzeit in der heitern Ode [3]:

> Wohl in rascher Jugend bekannt als Pfeilschütz,
> Schoß ich sicher treffend auf meine Gegner
> Kühn Satiren ab. Nun verberg' ich meine
> Schweren Geschosse.

---

[1] Vgl. Riezler, Geschichte Bayerns VI 303 f.
[2] Op. o. IV 479.
[3] Lyr. III 32 (Übersetzung nach Neubig).

Juvenal riß damals den wilden Brauskopf
Mit sich fort; mit heftiger Wut durchflammt' er
Mir die Adern, gleich der Bacchantin, die mit
Fackeln umherjagt.

Nerven, Zorn und rasende Keckheit, ganz in
Salz gebeizt, entlehnt' dem Horaz ich; schwarze
Galle lieh mir Persius und mein Lucil
Giftige Stacheln.

Wen verschont' ich furchtsam, der mich geneckt? Wie
Teuer büßte Zoilus seine Torheit,
Der zum Kampf mich reizte! Wie viele zwang ich
Fast an den Halsstrick!

Stets gerüstet schritt ich, ein Stachelschwein, das
Vor- und rückwärts sinnt einen Stoß dem Gegner,
Alle Glieder waren gekehrt in spitze
Dornen und Pfeile.

Bald in schrägem Gang mit dem raschen Jamben
Und voll Gift, voll Blut des Lykambes, bald auch
Stracks dem Feind zurück die Geschosse stoßend
Bohrt' ich ihm Wunden.

Sanfter tobt, der Jungen beraubt, die Tig'rin
Vor dem Felsloch, sanfter die Bärin, wenn sie
Wütet, minder beißet die Schlange, von der
Sichel verwundet.

Rot und blau zerpeitscht mit dem Ochsenziemer
Heulte Muff und spie schnaubend höllisch Feuer.
Grausige Blitze zuckten dem Nell durch seine
Schwammige Nase.

Traurig lachte zürnend mein Rolf und stutzte
Ob der großen Macht des verhehlten Schmerzes,
Legte auf den Schenkel die Stiefel seiner
Zitternden Wade.

Meister Wapp eilt jetzt noch davon, wenn er mir
In der Stadt aufstößt, ist erstarrt vor Angst, als
Ob mit Schreckensgeißel die schwarze Rache
Folgte dem Rücken.

Doch bei all der überquellenden Lebenslust und den vielfachen Gefahren, die der Jugend allenthalben, besonders an der Universität drohen, verlor Balde nie den moralischen Halt und den religiösen Glauben, was er dem Beistande der

Mutter des Herrn, „seines Lebens hoher Beschützerin und zweiter Hoffnung", zuschreibt; er hatte sich im ersten Jahre seiner akademischen Studien in die Marianische Sodalität von Ingolstadt aufnehmen lassen. Diese Sodalitäten, die damals in großer Blüte standen, übten an allen Hochschulen einen wohltätigen Einfluß auf das sittliche Leben der Studierenden aus[1]. Mit welchem Ernste Balde diesen Schritt getan, ersehen wir aus einer Ode[2], die er zur Erinnerung an jenen denkwürdigen Tag gedichtet hat:

Iungentur lepori canes
Et pardi capreis et timidis latus
Asternent ovibus lupi,
Pisces aerios transilient Notos
Et supra iuga montium
Balenae choreas cum vitulis agent,
Cervi subter aquas sua
Deponent liquidae cornua Naiadi,
Quae saltus per et avia
Silvarum volitans pennipedes apros
Laxis retibus induet:
Haec possunt fieri, Virgo, meum decus;
Ut Te vel Tua deseram, —
Sic me, Diva, iuves — haud fieri potest.

Das Studium der Philosophie, wie es damals an den Universitäten betrieben wurde, mußte wohl dem unruhigen Feuergeiste des jugendlichen Dichters trotz aller Wißbegier viele Überwindung kosten, ja hatte fast etwas Abstoßendes für ihn, wie wir aus manchen Andeutungen seiner Gedichte unzweifelhaft ersehen; oft flüchtete er sich dann aus dem Lande grauer Theorie, in das ihn die philosophischen Kollegien geleitet, in das Reich seiner Ideale, in das klassische Altertum. Das hinderte ihn aber nicht, daß er schon als neun-

---

[1] Vgl. über dieselben Niederegger, Der Studentenbund der Marianischen Sodalitäten (Regensburg 1884); Löffler, Die Marianischen Kongregationen oder Sodalitäten (Stimmen aus Maria-Laach XXVII 230 343 ff), auch als besondere Schrift veröffentlicht: Zur Jubelfeier der Marianischen Kongregationen (Freiburg 1884); L. Delplace, Histoire des Congrégations de la Sainte Vierge (Lille et Bruges 1884).

[2] Lyr. II 7.

zehnjähriger Jüngling die philosophische Doktorwürde errang (um Pfingsten 1623). Darauf entschied er sich, dem früheren Wunsche seines Vaters gemäß, für das Studium der Rechtswissenschaft. Doch auch dies mag ihm nicht recht zugesagt haben, denn den Schrecken, dem er später Ausdruck gab bei der Kunde, daß ein junger Freund Jurisprudenz studieren wolle: „Im Ernst, die Riesenbände Justinians willst du durchwühlen?“ [1] hat er ohne Zweifel damals selbst empfunden. Auch das, was er in der Satire „Nil gratis“ [2] über die Habsucht der Juristen klagt, zeugt nicht eben von großer Begeisterung für diesen Stand. Aus diesen Studienjahren ist uns noch erhalten eine kleine Elegie „Silvarum libertas seu in theses de iure venandi“ [3]. Bald jedoch trat infolge nicht erwiderter Liebe — Balde nennt die Liebe die Triebfeder aller Handlungen, das innerste Leben der Seele [4] — eine wichtige, für immer entscheidende Wendung seines Lebens ein; der Anlaß zu diesem folgenschweren Ereignis, auf das Balde selbst öfters in seinen Dichtungen [5] anspielt, wird folgendermaßen erzählt: In einer kühlen Mainacht wollte er, von einigen Freunden begleitet, einer holden Jungfrau, der Tochter eines Bäckers, die seine Neigung gewonnen hatte, ein Ständchen bringen. Vor dem Bäckerhause, das einem Franziskanerkloster gegenüber lag, spielte er auf der Laute und sang ein eigens für diesen Zweck gedichtetes Lied. Aber kein Fenster öffnete sich, kein Dank wurde ihm von der Geliebten zuteil. Da schlug die Uhr auf den Türmen der Stadt Mitternacht, aus dem anstoßenden Kloster klang ernst und feierlich der Gesang der Psalmen. „Und der Jüngling lauscht empor“, ein Strahl der göttlichen Erleuchtung durchzuckt sein Inneres; er ergreift seine Laute und zerschellt sie an dem Eckpfeiler des Hauses mit dem sprichwörtlich gewordenen Ausruf: „Cantatum satis

---

[1] Lyr. I 24.
[2] Op. o. IV 479 ff. [3] Ebd. V 317 ff.
[4] Lyr. II 21, 13 f.
[5] Op. o. IV 428; VII 382—383; Silv. V 20; VII 19 Ende; VIII 26; IX 3, 33 ff 69. Vgl. Weitenauer, Horatii Ars poetica p. 2.

est; frangito barbiton!" Er faßte den Entschluß, der Welt zu entsagen. Des andern Morgens stand er vor dem Provinzial der Gesellschaft Jesu und bat um die Aufnahme in den Orden; sie ward ihm nach einigen Bedenken des erfahrenen Obern gewährt.

Nie im späteren Leben hat er, wie es bei einem so plötzlich gefaßten Entschluß zu befürchten war, diesen Schritt bereut; er berichtet zwar nur weniges über den Orden, singt nur in einigen Liedern sein Lob; diese aber sind überreich an den wärmsten Empfindungen, die eine freudige Hingabe an die Zwecke des Ordens, eine heilige Begeisterung für die Religion, einen tiefen Seelenfrieden, die Verachtung irdischer Güter und Ehren und eitler Weltfreuden bekunden. Hierher gehört besonders das in dithyrambischem Schwunge gehaltene „Carmen saeculare de Societate Jesu" aus dem Jahre 1640[1]. Wie glücklich er sich im Orden fühlte, geht auch aus einer Ode[2], welche die erste Woche der Übungen des hl. Ignatius schildert, hervor. In einem andern Liede[3] lädt er die Jünglinge ein, zu seinem Orden als zu den Inseln der Seligkeit sich zu flüchten. In der aus der ersten Zeit seines Noviziates stammenden Ode[4] „Reisespruch für einen Treulosen" tadelt er einen Freund (vermutlich den Grafen Ferdinand Wartenberg), der mit ihm ins Noviziat eingetreten war und nachher den Orden wieder verließ, bitter, daß er den süßen Klosterfrieden gegen die staubigen Güter der Erde und eitle Ehre vertauscht habe. Auch der Preis des Cölibats[5] und das Lied auf die Leier[6], der er sich angetraut, sind beredte Zeugen, daß er seine Standeswahl nie bereut hat. Ferner verrät die einem Witwer in den Mund gelegte Klage über die Verführungssucht und die Unbeständigkeit der Frauen[7] gewiß nicht Sehnsucht nach dem Ehestand. Die seichten erotischen Dichter läßt er öfters förmlich Spießruten laufen.

[1] Epod. 21.
[2] Silv. VIII 10. [3] Ebd. VII 9.
[4] Epod. 9. [5] Lyr. I 18.
[6] Epod. 12. [7] Lyr. I 10.

2. Das erste Jahrzehnt im Jesuitenorden (1624—1634). Vorbereitungszeit. Epische Poesie.

Die bayrischen Jesuiten gehörten damals zur oberdeutschen Ordensprovinz; ihr Probationshaus, das im Jahre 1578 von dem edlen Grafen Schweickhart von Helfenstein gegründet worden war, stand zu Landsberg am Lech. Hier trafen die trefflichsten Jünglinge aus Bayern, Schwaben, Tirol und aus der Schweiz zusammen, um sich für den geistigen Ritterdienst auszubilden.

Es war um die Mitte des Juni 1624, als der zwanzigjährige Balde, fest entschlossen, sein Leben ohne Vorbehalt dem Dienste Gottes zu weihen, den Landsberger Schloßberg hinaufstieg, um als Novize in das Probationshaus einzutreten. Der erste Anblick des kastellartigen Baues scheint auf den Jüngling einen beklemmenden Eindruck gemacht zu haben; dies deutet er an in jener Ode, welche den Eintritt in den Jesuitenorden schildert[1]:

. . . dives patet insula rerum
  Pereuntis extra lubricas mundi vias.
Hispida prima quidem facies praecinctaque saxis
  Horrore nautas pulsat et claustrum obiicit;
Pura tamen semper formosi veris imago
  Affulget intus parque primo saeculo.
Non illuc curis fas est mordacibus ire,
  Pedem nec intro ferre luxus audeat.

Bald wich jedoch dieses bange Gefühl des Novizen einem beseligenden Frieden. Nach der sog. Kandidatur, die ungefähr 14 Tage dauerte und mit kurzen Exerzitien von einigen Tagen abschloß, empfing er am 1. Juli 1624 das Kleid des hl. Ignatius. Damals war Novizenmeister P. Kaspar Frankenreitter aus Tirol.

Die Geistesübungen des Ordens, von unserem Dichter in einem eigenen großen Gesange[2] verherrlicht, machten ihn mit dem tieferen Wesen des Ordenslebens der Jesuiten be-

[1] Silv. VII 9, 37 ff. [2] Ebd. VIII 10.

kannt, das in der Verleugnung des eigenen Willens, in dem ausschließlichen Wirken für Christi Sache nach dem Willen der Stifter der Gesellschaft gipfeln soll. Außer Betrachtung und geistlicher Lesung waren es auch körperliche Arbeiten, die den Geist der Demut und des Gehorsams in den Novizen pflegen sollten. Daß diese Übungen nicht so leicht waren, beweist wohl zur Genüge die Tatsache, daß von 35 Novizen, die mit Balde eintraten, 14 ihren Entschluß bald bereuten und wieder in die Welt zurückkehrten.

Die Jesuiten wußten Baldes dichterisches Talent recht bald zu würdigen; man ließ ihm in den verschiedenen Bildungsstadien der Aszese, der Unterweisung und der praktischen christlichen Lebensführung, die der Novize durchlaufen muß, genügend Freiheit, so daß er, durch nichts in seinem Fluge gehemmt, der Muse folgen konnte; die für diese Übungen bestimmte Zeit wurde für ihn auch noch abgekürzt. Am 2. Juli 1626 legte er im Münchner Kollegium die drei einfachen Ordensgelübde ab. Nachdem er sich mit gutem Erfolge einem philosophischen Examen im Orden unterzogen hatte, wurde er Scholastiker und konnte das Studium der Theologie beginnen. Doch sollte er in den nächsten zwei Jahren (Juli 1626 bis Oktober 1628) als Lehrer an dem sog. Alten, jetzt Wilhelmsgymnasium zu München Verwendung finden. Dieser Aufenthalt in der Hauptstadt des Kurfürsten Maximilian I. wurde von großer Bedeutung für seinen dichterischen Beruf. Der Anführer der katholischen Liga feierte damals ruhmvolle Siege über die Widersacher des Reiches. Der Winterkönig war landesflüchtig, Christian IV. von Dänemark bei Barenberg aufs Haupt geschlagen. Balde ward unter der Einwirkung dieser Ereignisse zum flammenden patriotischen Sänger.

Das Münchner Jesuitengymnasium zählte über 1000 Schüler. In dem Kollegium waren damals ungefähr 70 Ordensleute vereinigt, darunter angesehene Gelehrte und Literaten, die auf unsern Dichter den nachhaltigsten Einfluß ausübten. Am meisten ward er in seinen schöngeistigen Arbeiten gefördert durch

P. Jakob Keller[1], den späteren Rektor des Münchner Kollegiums; er war eine polemisch angelegte Natur, ein Mann von ungewöhnlicher Geistesschärfe, und Tatkraft, zugleich ein begabter Dichter, der einige seiner poetischen Produkte veröffentlicht hatte. Sobald dieser aus Baldes ersten Versuchen ein großes dichterisches Talent erkannt hatte, ließ er ihm die größtmögliche Unterstützung in den schöngeistigen Bestrebungen zu teil werden. Was Balde diesem Freund und Gönner schuldet, das hat er später im Jahre 1640 selbst in einer klangvollen Ode dankbar ausgesprochen[2]. Von nicht minder vorteilhaftem Einfluß auf ihn war der treffliche Geschichtschreiber Andreas Brunner; dem anregenden Verkehre mit diesem verdankt er jene vorzüglichen Geschichtskenntnisse, die allegorisch umschleiert oft den Einschlag des poetischen Gewebes bilden. Auch diesem Gönner hat er in einer sinnvollen Ode[3] ein dauerndes Denkmal der Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit gesetzt.

In seiner Stellung als Lehrer konnte sich Balde so recht der Befriedigung seines dichterischen Dranges hingeben. Bei den Jesuiten, wie überhaupt in den damaligen höheren Schulen, mußten bekanntlich die Schüler gegebene oder selbst erfundene Stoffe poetisch gestalten. Die Anregungen, die unser Dichter als Lehrer den Schülern gab, mußten fördernd auf sein eigenes Talent einwirken. Zunächst schrieb er in Nachahmung des Stiles der römischen Epiker mehrere kleinere epische Dichtungen, unter andern „die gerettete Keuschheit“ (Pudicitia vindicata). Mit seinen Schülern führte er verschiedene dramatische Spiele in gebundener Sprache auf, die entweder ganz

[1] Geboren zu Säckingen im Jahre 1570, gest. 1631. Er war Verfasser eines Panegyrikus auf Maximilian I., den Sieger am weißen Berge bei Prag (8. November 1620) und einer Tragödie „Mauritius“, ferner einer unter Hörwarths Namen erschienenen Verteidigungsschrift des Kaisers Ludwig des Baiers gegen die Angriffe des Bzovius, des Fortsetzers der Annales ecclesiastici des Baronius. Seine Flugschriften gegen Frankreichs Politik, die allgemeines Aufsehen erregten, wurden zu Paris öffentlich verbrannt.

[2] Lyr. II 50. [3] Ebd. III 8.

verloren oder nur bruchstückweise noch erhalten sind. So stellte er um Weihnachten 1627 die Nichtigkeit und großen Gefahren irdischer Liebe in lebenden Bildern und poetischen Inschriften dar; er selbst, der im Leben gestanden, durfte sich für berechtigt halten, andere vor diesen Gefahren zu warnen. Bald nachher, um Epiphanie 1628, führte er das „Regnum veterum poetarum" (Reich der alten Dichter) auf[1], worin die lateinischen Dichter in altrömischer Tracht, ein jeder in dem ihm eigentümlichen Stil, über den böhmischen Krieg, seine Ursachen, Verlauf und seine Wirkungen referieren. Von dieser Dichtung sind nur mehr fünf Bruchstücke erhalten: die elegische Epistel, die der unglückliche Winterkönig Friedrich V. an seine heimkehrende Gattin Elisabeth schreibt (Epistola Frederici Electoris Palatini ad coniugem)[2], und die Schilderung des Heldentodes der Generale Dampierre und Bouquoi, der Tapferkeit Tillys und der Schlacht bei Prag[3]. Diese und ähnliche Leistungen erhöhten den Ruhm des jungen Magisters so sehr, daß man gegen den herkömmlichen Brauch nach der Abberufung des bisherigen Professors der Rhetorik demselben diese so wichtige Klasse, die sonst nur alten erprobten Philologen des Ordens anvertraut wurde, ohne Bedenken übergab. Ferner war Balde während dieser Zeit mit zwei großen Dichtungen beschäftigt, dem „Ritter-Panegyrikus" (Panegyrikus equestris) und dem „Frosch-Mäusekrieg" (Batrachomyomachia).

Doch schon im Oktober 1628 wurde der jugendliche Dichter von München abberufen und als Lehrer der Rhetorik nach Innsbruck versetzt. Hier führte er seine Studien und poetischen Arbeiten emsig fort und pflegte insbesondere die Elegie. Leider sind seine in diese Zeit fallenden poetischen Arbeiten verloren gegangen, mit Ausnahme eines einzigen elegischen Gedichtes: „Dianas Brief an die Venus über den Tod des Adonis"[4]. Nach zwei Jahren, im Herbst 1630, mußte er die Hauptstadt Tirols wieder verlassen, um sich dem Studium der Theologie in Ingolstadt, von wo er vor sechs

[1] Op. o. V 13; VI 493. [2] Ebd. V 325.
[3] Ebd. III 276. [4] Ebd. V 318.

Jahren in ganz anderer Stimmung Abschied genommen hatte, hinzugeben. Auf seiner Durchreise durch München sah er zum letzten Mal seinen Lehrer, Freund und Gönner, den streitbaren Rektor Keller; im Februar 1631 erlag er einem Schlaganfalle. Außer dem oben mitgeteilten schönen Nachruf hat Balde ihm auch im „Teutschen Agathyrsus“ [1] ein kleines Denkmal gesetzt, ein Beweis, wie sehr sein dankbares Herz ihm entgegenschlug. In Ingolstadt traf er zu seiner hohen Freude seinen jüngsten Bruder Georg, der ebenfalls in den Jesuitenorden eingetreten war und jetzt in Ingolstadt Philosophie studierte. Wiewohl Balde hier mit ganzer Seele sich dem theologischen Studium widmete, um rechtzeitig alle Prüfungen bestehen zu können, versiegte doch nicht der Born seiner Poesie. Einmal mußte er der Ordensvorschrift gemäß für eine öffentliche Disputation ein größeres Gedicht verfassen; er wählte dazu als Thema die Schöpfung der Sonne. Der Dichter spricht selbst darüber an einer Stelle seiner Werke [2] mit poetischer Begeisterung: „Den Glanz und die Würde des königlichen Gestirnes besang er mit herrlichen Lobsprüchen; denn er verglich es mit dem erhabenen Kaiser, der das Kollegium der sieben Kurfürsten leitet, mit dem über das Wohl des gesamten Staates wachenden römischen Diktator.“ Sodann zitiert er daraus das prachtvolle Schlußlied; die übrige Dichtung ist verschwunden. Auch war die vielbewegte Zeit selbst dazu angetan, das dichterische Schaffen des für sein Vaterland in glühender Liebe sich verzehrenden Jünglings herauszufordern. Im Sommer 1631 trat er mit einem größeren Epos, „Maximilian I. von Österreich“ vor die Öffentlichkeit. Während er noch an diesem Werke schrieb, kam die unerwartete Nachricht, daß Magdeburg, die stolze Rebellenfestung, am 20. Mai 1631 von Tilly erobert worden sei; da, vor überströmender Freude hoch aufjauchzend, schrieb der begeisterte Dichter die Jubelworte: „Sieh da Magdeburg! Jene kriegerische Blutbraut, versengt und wund, die bereits so viele Jahre während der Ab-

[1] Ebd. VII 234. [2] Ebd IV 140 ff.

wesenheit des Ulysses von den unseligsten Freiern umworben und entehrt war, hat sich dem Bräutigam von Österreich ergeben. . . . Hoch leben Habsburgs Adler, hoch Bayerns Löwen, Sieg dem brautwerbenden Lager Tillys! Wenn ich Tilly nenne, beugen sich die Feinde, und es jauchzt der ganze Erdkreis." [1]

Doch bald sollte auf den Festesjubel schwere Trauer folgen. Der kriegstüchtige, in seiner Jugendkraft stehende Schwedenkönig Gustav Adolf, der mit der bisherigen schwerfälligen Art der Kriegführung brach, erschien auf der Bildfläche des verzweifelten Ringens; rasch drang er in Deutschland vor und stellte sich bei Breitenfeld, in der Nähe von Leipzig, dem bis dahin unbesiegten, zweiundsiebzigjährigen Tilly entgegen; durch das Ungestüm des verwegenen und eigenmächtig vorgehenden Pappenheim und infolge seiner veralteten Schlachtordnung, die gegen die leicht bewegliche Taktik Gustav Adolfs nicht aufkommen konnte, wurde der ruhmgekrönte Feldherr des kaiserlich-ligistischen Heeres geschlagen (17. Sept. 1631). Gustav Adolf drang immer weiter nach dem Süden des Reiches; bei Rain trat ihm Tilly von neuem entgegen, um ihn von dem Übergang über den Lech und dem Einfall in Bayern abzuhalten, wurde aber von einer Falkonetkugel am rechten Bein über dem Knie tödlich verwundet (15. April 1632) und nach Ingolstadt gebracht; hier gab der greise Held am 30. April 1632 abends 7 Uhr in seinem 73. Lebensjahre seine mutige, fromme und reine Seele in die Hände des obersten Schlachtenlenkers wieder zurück. Der feurige und patriotische Balde, der in seiner sonst so stillen, jetzt aber mächtig aufgeregten Musenstadt an den Geschicken des ganzen Vaterlandes den lebendigsten Anteil nahm, schildert die niederschmetternde Nachricht in der ihm eigenen, lebendigen Art[2]: „Bis jetzt empfand ich tiefen Schmerz über die Verwundung des großen Johannes von Tilly . . . und ließ, auf den Ellenbogen gestützt, das Auge teilnahmslos über den

[1] Op. o. VIII 350. [2] Ebd. VIII 9 f.

vor mir liegenden Hain und Garten schweifen. Da tritt Alfonsus zu mir herein und ruft aus: ‚Tilly, der große Tilly hat vollendet! . . . Mit diesen Augen sah ich ihn in den letzten Zügen liegen, war Zeuge des Todeskampfes des tapfersten Helden!' . . . ‚Ich wüßte mich kaum zu erinnern', fuhr Alfons nach einer Pause fort, ‚einen frömmeren, trostreicheren Tod bei so großen Schmerzen mitangesehen zu haben. Der Held lag da, nach Gott einzig dem Schutz der jungfräulichen Mutter vertrauend, die er so oft als die geliebte Mutter der Kriegsheere, als die Hilfe der Christenheit angerufen hatte. Er lag da, sein Gemüt auf die Betrachtung der himmlischen Dinge gerichtet und sah mit Wehmut die Wunden des sterbenden Heilandes. . . .'" Balde wurde auf seine Bitten von Alfons in das Haus des Professors der Rechte Arnold Rath geführt, in dem Tilly gestorben und seine Leiche aufgebahrt war; daselbst verrichtet er tieferschüttert ein Gebet für die Seelenruhe des Verstorbenen. Über die kurze Belagerung der Stadt (vom 29. April bis zum Morgen des 4. Mai) führte er ein sehr genaues, dem kurz nachher entstandenen Werk „Magni Tillii parentalia" einverleibtes Tagebuch[1], das von ihm selbst erlebte und deshalb wohl verbürgte Tatsachen enthält. Gustav Adolf mußte mit einem Verluste von mehr als 2000 Mann abziehen. Doch es kam über die schwer geprüfte Stadt ein viel schrecklicherer Feind, die sog. ungarische Pest, die die Bürgerschaft dezimierte und auch viele der Jesuiten hinwegraffte. Viele flohen auf die Landgüter des Ordens, darunter wahrscheinlich auch Balde.

Von Herbst 1632 bis Herbst 1633 bestand er in Ebersberg oder München sein letztes Probejahr, die sog. schola affectus. Nachdem er die vorgeschriebenen Examina mit Erfolg abgelegt hatte, empfing er zu Ingolstadt durch den Weihbischof Resch von Eichstätt am 12. März 1633 die Subdiakonatsweihe, 14 Tage später die Diakonatsweihe und am 24. September desselben Jahres die Priesterweihe[2]. Aus dieser Zeit

[1] Ebd. VIII 41–46.

[2] Pastoralblatt des Bistums Eichstätt, 15. Jahrgang, 1868, S. 160.

stammen zwei Gedichte erhabenen Stils, beide auf die tragische und schicksalsvolle Ermordung Wallensteins gedichtet, die uns des Dichters Interesse für die Geschicke seines Vaterlandes klar bekunden, „die lorbeerbegrenzte Fama“ [1] und „der Münchner Merkur“ [2]. Den Neopresbyter bestimmten die Obern wegen seiner ausgezeichneten Tüchtigkeit in der schönen Redekunst für den akademischen Lehrstand, damit sein Talent vielen zu nutzen werde. Hierzu mußte er sich aber noch ganz besonders vorbereiten, und zwar auf jener Rhetorenakademie, welche die oberdeutsche Ordensprovinz im Jahre 1619 eigens zur Vorbereitung tüchtiger Ordensmitglieder auf das akademische Lehramt errichtet hatte. Diese Akademie befand sich damals allem Anscheine nach in München; so blieb also Balde noch einige Zeit daselbst, wo besonders wohl der ehrwürdige und erleuchtete Pater Drexelius auf ihn befruchtend eingewirkt haben mag. In einer Ode [3] sagt er mit rührender Anerkennung von ihm:

. . . Diceris influens
Hausisse nectar Castalidum puer
Lyramque et arguto camoenas
Pollice sollicitasse nostras.

Es brach aber im Spätsommer 1634 in München die Pest aus und wütete fünf Monate lang. Die Hälfte der Einwohner soll von der Seuche dahingerafft worden sein, darunter nicht weniger als 31 Jesuiten. Balde, der uns in seinen Werken über diese Seuche berichtet, blieb frei von Schwermut, blickte während all der schauerlichen Unglückstage dem Tode mutig ins Auge und half wacker, wo seine Hilfe nötig war. Nur ein Mann noch war da, der bei all dem Jammer etwas Humor ins düstere Leben brachte, der Gärtner des Kollegiums, Adam Holl, ein kräftiger Sohn des Gebirges von echt praktischer Lebensweisheit und rührender Seelenunschuld. In jenen Unglückstagen bereitete er 30 Ordensgenossen die letzte Ruhestätte, kehrte jedesmal mit heiterer Miene von den finstern

[1] Op. o. III 255 ff. [2] Lyr. II 13. [3] Ebd. I 16, 13 ff.

Gräbern ins Leben zurück, wie wenn er eben von einem reichen Erntefeste heimkehrte. „Gott hat wieder eine reife Ähre in seine himmlischen Scheunen gesammelt", meinte er ergeben lächelnd nach getaner Arbeit. Balde hat dem schlichten Ordensbruder in einem poetischen Idyll [1] ein schönes Denkmal preisender Anerkennung gesetzt:

So nur wird's mit Fug beschrieben,
Wer er ist und wie er heißt:
Adams Name, Kraft und Geist.

Noch steht er in mittlern Jahren,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Deutsche Bauerngattung, rein.

Struppig starrt sein Haupt von Haaren,
Schweres Fett am Wanste zieht,
Doch ist das Gestell solid.

Mit dem weiten Pflugscharmunde
Schnitt er keine Ehre ab,
Wühlt' er keiner Freude Grab.

Niemals riß er eine Wunde,
Seit der liebe Gott ihn schuf,
In des Nächsten guten Ruf.

. . . .

Seines Schweißes Tropfen rinnen
Wie vom Gießkrug übers Land
Bei des Hundsterns dürrem Brand.

Arglos bleibt dabei sein Sinnen;
Gleich dem Eber ist er hart
Und doch wie die Taube zart.

Kennt nicht einmal noch die Sünde,
Glücklicher als unsere Stadt,
Die darin Erfahrung hat!

Ohne Kümmernis um Gründe
Freut er sich im Glauben schon,
Er, des Dorfes echter Sohn!

. . . .

Ihn berührt es äußerst wenig,
Welche Stimmen Frankreich jetzt
Nachzuahmen sich gesetzt;

---

[1] Silv. VIII 13 (übersetzt von Schleich).

Was im Schild führt Spaniens König,
Was der Dacier südlich treibt,
Ob der Cimbrer nördlich bleibt,

Wie der Belgier sich ergänze,
Und wie England sich verhält. —
Fertig ist für ihn die Welt

Und zu End' an Bayerns Grenze.
Hier sieht er die Sonn' entstehn,
Hier sieht er sie untergehn.

Was er haßt, sind nur die „Schweben"
(Klar, daß er die Schweden meint,
Denn sonst hat er keinen Feind).

Wenig liegt dem Mann am Leben,
Und soviel wie nichts am Geld,
Während Furcht ihm gänzlich fehlt.

Wenn sich häufen rings die Blitze
Und das Grau, das Schauer bringt,
Mit Getöse vorwärts dringt,

Wenn es dröhnt vom Donnersitze,
Blickt er als ein Kenner auf,
Lobt und tadelt den Verlauf.

Als die Pest auf blut'gen Bahnen
Hinterm Kriege zog einher,
Fand sich fast kein Grabknecht mehr.

Und wie wehe tut's den Manen,
Wenn man ihren ird'schen Rest
Ohne Pflege liegen läßt!

Da trug er allein wohl dreißig
Auf den Schultern ohne Graus
Zum Bestattungsort hinaus.

Wie der Schnitter, wenn er fleißig
Garben brachte unter Dach,
Kam er fröhlich heim darnach.

. . . .

Einst gelüstet's Alexandern,
Ohne Kron' im Sonnenschein
Nur Diogenes zu sein;

Müßt' ich aus mir selber wandern,
Dann am liebsten, sag ich laut,
Wär mir unsres Gärtners Haut.

Kämpft, Tyrannen, auf den Wässern,
Triumphiert im blutigen Staub,
Teilet Land und Tempelraub!

Seine Einfalt pflückt sich bessern
Lorbeer, wenn er einst verklärt
Mit dem Grabscheit aufwärts fährt.

3. Balde in Ingolstadt und München (1635—1650). Glanzzeit seines poetischen Schaffens. Lyrik.

Als der Würgengel endlich aus der verödeten Stadt gezogen, wurde gemäß der früheren Entschließung der Ordensobern Balde die Professur der Rhetorik an der Universität Ingolstadt — es war im Jahre 1635 — übertragen. Der Ruf eines genialen Dichters und vielgerühmten Schöngeistes war ihm vorausgeeilt. Das Bild, das man sich von seinem umfassenden Sprachtalente aus seinen Schriften machen konnte, wurde weit überboten, als dieses Talent in der Öffentlichkeit voll sich zeigte. Ein wahrer Jubel der Begeisterung umwogte ihn; man hätte glauben können, die Zeiten des alten Quintilianus seien wiedergekehrt, „tamquam novum aliquem Quintilianum audituros", sagt Baldes lateinischer Biograph in der Münchner Gesamtausgabe seiner Werke. Überallher, besonders aus Polen, strömten begeisterte Schüler ihm zu; die hohe Aristokratie und ruhmbedeckte Vertreter der Wissenschaft scheuten sich nicht, zu seinen Füßen sitzend dem Wunderstrome der Rede zu lauschen. Sein Verhältnis zu seinen Schülern und seinen Kollegen war das denkbar erfreulichste. Mit einigen derselben stand er noch später in herzlichem Briefwechsel. Der Rektor Magnificus, der Jurist Nikolaus Burgundius aus Belgien, zog unsern Dichter in Sachen der bayrischen Geschichte öfters zu Rate. Noch inniger war des Dichters Freundschaft zu seinem Landsmanne Petrus Hildebrand, der an der Universität den Lehrstuhl der Mathematik innehatte. Demselben ist eine schalkhafte Ode gewidmet,

in der unser Dichter gegen die Lehre Hildebrands von der Dichtigkeit der Himmelskörper einen Strauß wagt und den Satz aufstellt, daß die Himmelskörper breiflüssig seien[1]; das phantasiereiche Gedicht beginnt mit den Worten:

> Der Welt geheimste, tiefste Gründe
> Beleuchte ich mit hellem Licht:
> Dem Sänger, Leute, glaubt, dem Sänger:
> „Die Sterne sind nicht fest noch dicht!"

Am Schluß nennt der Dichter sich selbst scherzweise den „Kolumbus des Elsasses":

> Dies, Muse, sage Hildebranden
> (Er ist mein Freund und glaubt mir's nicht);
> Tauch Brot in Milch und rühr es tüchtig
> Und sprich und mach ein ernst Gesicht:
>
> „Wie dieses Brot im Napfe schwimmt,
> So tun's am Himmel all die Stern'!"
> Des schönen Wasgaulands Kolumbus
> Wird er dann glauben herzlich gern.

Ein anderer befreundeter Kollege Baldes war sein Fachgenosse Johann Bissel, von dem er später rühmt[2]: „Er war ein Mann, der an Ruhm der Beredsamkeit keinem nachstand; die Sprache holt er aus dem Köcher, das Schreibrohr von der Drehbank — scharfe Geschosse. Im lateinischen wie im deutschen Ausdruck ist er hochberühmt und bereits allgemein bekannt durch seine Werke." Einem andern Freunde, dem Professor der Logik, Maximilian Lerchenfeldt, hat er ebenfalls eine Ode[3] gewidmet, in der er ihm anempfiehlt, als Rektor eines Kollegiums über die Beobachtung der Ordensgesetze gut zu wachen und vorzüglich durch sein eigenes Beispiel andere zu leiten. Doch darf man nicht glauben, daß sein Leben so ganz harmlos und sorgenfrei im Kreise bewundernder Schüler und Kollegen dahinfloß; Nachrichten vom Kriegsschauplatze mahnten ihn nur zu oft an die grimmig ernste

[1] Lyr. I 5.
[2] Interpret. Somnii (ed. v. Freyberg) 192.
[3] Lyr. II 30.

Wirklichkeit. Im April 1635 waren die Geiseln, die Gustav Adolf in München 1632 gestellt worden waren, nach Ertragung unsäglicher Leiden und der bittersten Not aus ihrer Haft in Augsburg nach München zurückgekehrt. Unter ihnen befand sich auch Baldes Lehrer und Freund, der Jesuit Andreas Brunner[1]. Unser Dichter wurde aus Ingolstadt herbeigerufen, die Unglücklichen durch eine passende Rede zu bewillkommnen. Er hielt eine stürmisch bewegte Rede, in der er die Kriegsgreuel und Leiden Deutschlands dramatisch vor dem Geiste seiner Zuhörer vorüberziehen ließ. Als er später auf vielfachen Wunsch hin diese Rede zur Veröffentlichung seinen Ordensobern unterbreitete, versagten diese aus Furcht, die Ausfälle gegen Gustav Adolf könnten die Königin Christine von Schweden verstimmen, die Druckerlaubnis. In die Zeit seiner Ingolstädter Professorentätigkeit fallen vier größere Dichtungen: „Epithalamion“ (1635), „Templum honoris“ (1636), das „Poema de vanitate mundi“ (1636) und die „Tragödie Jephtias“ (1637).

Unterdessen war Balde gegen Ende Oktober 1637 als Professor der Rhetorik in außerordentlich ehrender Weise an das Gymnasium in München zurückberufen worden, und zwar auf direkten Wunsch des Herzogs Albert VI., des Leuchtenbergers, eines Bruders des regierenden Kurfürsten. Dieser besuchte 1630 Innsbruck, stieg bei den Jesuiten ab und wurde von Balde in blühender Rede begrüßt. Seitdem hatte der Herzog den jungen Rhetorikprofessor in bestem Andenken, und als sein dritter Sohn, Albrecht Sigismund, in das Studium der Rhetorik eingeführt werden sollte, wollte er ihn keinem andern als Balde anvertrauen. Trotzdem dieser einen angenehmen und dankbaren Wirkungskreis an der Universität aufgeben mußte, so folgte er doch gerne dem ehrenden Rufe an das Münchner Gymnasium und die herzogliche Hofburg. An seinem Unterrichte nahmen auch die beiden älteren Söhne des Herzogs, Franz Karl und Max Heinrich (später Kurfürst

[1] Vgl. einen Aufsatz von Binder im „Deutschen Hausschatz“ 1876, 202 ff.

von Köln), teil. Von dem wissenschaftlichen Leben und der ganzen Schulmeisterei in dem fürstlichen Studiensaale gibt uns das Vorwort zu dem ersten Buche der „Silvae lyricae“, das den Sondertitel „De venatione“ führt und „ad Nicolaum Stephanum et Guilielmum Henricum, Lecantas Radagisios fratres germanos“, gerichtet ist, ein buntes Bild. Mit diesen Namen sind die beiden ältesten Söhne des Herzogs bezeichnet, während mit dem im Epos selbst auftretenden Sigismundus Lecanta[1] der dritte Sohn, Albrecht Sigismund, gemeint ist. „Diana und Minerva“ sagt Balde daselbst, „zwei ungesellige Göttinnen, die nur in ihrer Jungfräulichkeit sich nahe stehen, habt ihr miteinander ausgesöhnt. Im Rate der Götter sollen sie sich keines Blickes gewürdigt haben, innerhalb der Schwelle Eures Hauses jedoch pflegen sie trauten Verkehr; keine hindert die andere, eine jede sucht Euch möglichst zu fördern. Das Jagdvergnügen hemmt nicht Eure Wißbegier; es stählt den Körper wie die Wissenschaft den Geist. An Hirschgeweihen hängt die Lyra, der Jagdspeer gesellt sich zum Plektrum. . . . Im Freien mag es niemand besser anstehen, ein Pferd zu tummeln, das Wild zu verfolgen und das Geschoß zu lenken als Euch. . . . Zu Hause tritt dann wieder die wissenschaftliche Arbeit in ihr volles Recht ein.“ Albrecht Sigmund war es, der den Dichter um die Veröffentlichung der Jagdgedichte gebeten hatte. Die Liebe zur Jagd verleitete zuweilen den Jüngling zur Nachlässigkeit beim Studieren; dann mußte er sich ernste Rügen gefallen lassen, die der verständige Lehrer oft in zarten Gedichtlein ihm erteilte. Eine solche Strafpredigt enthält die pädagogische Überschrift: „Etiam minima curanda esse“[2]:

Aus kleinem Anfang steigt empor und fällt mit ihm das Größte.
Des Reiches Wall bedroht, wer keck der Hütte Zaun nur löste.

---

[1] Der Name „Lecanta“ ist herzuleiten von λευκανθής (lichtblühend = Leuchtenberger); das Wort Radagisii ist anagrammatisch aus Agathyrsii gebildet, eine Benennung, die dem von Balde gestifteten Agathyrsusorden, einem Mäßigkeitsverein, dem die drei Brüder angehörten, entstammt (nach Westermayer).

[2] Lyr. IV 6 (übersetzt von Westermayer).

Der Bach, der seine Fluten schöpft aus engsten Felsenkammern,
Macht, von der Stürme Wut geschwellt, der Brücke Bauherrn jammern.
Der Mast, der Segel trägt, war einst ein Reis; jetzt Gast der Meere,
Ragt tief er bis ins Wolkengrau. So wächst an Ernst und Schwere
Im Zeitlauf jedes, ob's gedeih' zum Kampfe, ob zum Frieden.

Ähnliche pädagogische Grundsätze, freilich an eine andere Adresse, sind ausgesprochen in der Ode „Gehorsam“ [1]. Da der Schüler diese Mahnungen sich willig zu Herzen nahm, machte er so rasche Fortschritte, daß er am Ende des Schuljahres 1639 den Festpreis davontrug. Dieser Zögling wurde im April 1639 zum Koadjutor des Bischofs von Freising erwählt; Balde ward bei der Kunde dieses Ereignisses zu einer seiner schönsten Oden „Lob des Hirtenlebens“ [2] begeistert, in welcher der ehemalige Lehrer dem jungen Bischofe in herzlicher, trauter Weise nicht bloß Glück wünschte, sondern auch väterliche Mahnungen spendete.

Am Gymnasium selbst wirkte er nur vier Monate, während welcher Zeit er als Präses der größeren Marianischen Kongregation vor einer zahlreichen Studentenschaft begeisternde religiöse Vorträge hielt. Nicht lange nach seiner Übersiedlung nach München erkrankte nämlich der sprachgewaltige, heiligmäßige Hofprediger P. Drexelius. Dieser Mann stand bei Hof in so hohem Ansehen, daß der Kurfürst zu seiner Umgebung zu sagen pflegte: „Es bringt dem Lande größeren Segen, wenn Drexelius am Leben bleibt, als wenn ich auf Erden bin.“ Der umsichtige Kurfürst wußte keinen geeigneteren Ersatzmann zu finden als den Professor der Rhetorik, der nicht weniger durch seine hagere, aszetische Gestalt, durch seinen feurigen Blick, als durch die Tiefe und Fülle seiner Gedanken, die Wärme des Ausdruckes und die überzeugende Kraft des Vortrages ganz dem P. Drexelius glich. Daß er mit sehr großem Beifall und Erfolg predigte, geht aus einer Bemerkung der kleinen Biographie, die den „Opera poetica omnia“ (München 1729) vorausgeschickt ist, hervor: „Ein mächtiger Redner, sprach er zu den Mächtigen der Erde.“ Seinem am 19. April 1638

[1] Lyr. I 2. [2] Ebd. III 45.

verstorbenen Vorgänger und Lehrer hat er in einer klassischen Ode[1] und in einem (nicht veröffentlichten) Elogium[2] mit rührender Pietät ein schönes Denkmal dauernder Anerkennung gesetzt. Über zwei Jahre verkündete Balde von der Hofkanzel herab das Wort Gottes.

Da er durch sein frommes und tätiges Leben sich die Zufriedenheit seiner Obern erworben hatte, so wurde er am 31. Juli 1640, 16 Jahre nach seinem Eintritt in den Orden, unter die Professen der Gesellschaft Jesu, aufgenommen; an diesem Tage legte er in der Münchner Michaelskirche die drei feierlichen Gelübde und das vierte der Missionen ab. Von jetzt an war er unauflöslich mit dem Orden verbunden. „Der Würfel ist gefallen," schrieb er in Erinnerung an jenen Tag. Seine hohe Begeisterung für den Ruhm Gottes im Orden spricht er in einer stürmischen, mit pindarischem Schwunge gedichteten Ode „Sonnenblume"[3] aus. Aus allen Zeilen des Liedes flammt der heiße Wunsch, als Missionär in die fernsten Länder zu wandern, um den Heiden zu verkünden, daß das Himmelreich nahe ist[4]. Er gratuliert seinem treuen Freunde Michael Rabl aus Tirol (Sabinus Fuskus) in einer feurigen Ode[5], als derselbe in die mexikanischen Missionen geschickt werden sollte. Doch ihm selbst wurde dies sehnlichst erwünschte Glück nie zu teil; sein Wirkungskreis sollte auch in der Folgezeit Deutschland bleiben. Die Obern glaubten, er sei wegen seiner schwächlichen Konstitution und seiner durch ein Brustleiden erschütterten Gesundheit den Strapazen des Missionsberufes nicht gewachsen. In der Tat fühlte er sich oft vom Predigen ermattet und sehnte sich nach der Ruhe in seinem stillen und geliebten Ebersberg (Städtchen in Oberbayern zwischen München und Wasserburg), wo die Jesuiten ein schön gelegenes Landhaus besaßen und Balde seine Ferien

---

[1] Lyr. I 16.

[2] Elogia, Bayrisches Reichsarchiv, Jesuitica, Fasc. 11, 196½, S. 148—152 (Riezler, Geschichte Bayerns VI 375).

[3] Lyr. IV 48. [4] Vgl. auch Epod. 21.

[5] Lyr. IV 17.

verbrachte[1]. Aus Gesundheitsrücksichten legte er denn auch nach zwei Jahren das Amt eines Hofpredigers nieder.

Hierzu veranlaßte den Dichter noch ein anderer Grund. Der Kurfürst Maximilian I., ein großer Freund der Geschichtschreibung und ein pietätvoller Verehrer seiner Vorfahren, wünschte eine gediegene Darstellung der bayrischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Diese Darstellung sollte vor allem eine Apologie der Regierung seines großen Ahnherrn, des Kaisers Ludwig des Bayern, sein, die von dem polnischen Dominikaner Bzovius, dem Fortsetzer der „Annales ecclesiastici" des Baronius, in den schwärzesten Farben gezeichnet worden war. Nachdem bereits fünf andere Männer (Welser, Rader, Brunner, Burgund, Bissel) ohne sonderlichen Erfolg mit dieser schwierigen und heiklen Aufgabe sich befaßt hatten, wurde sie im Jahre 1640 Balde übertragen. Und so war der bescheidene und selbstlose Mann, der niemals die Vorgesetzten umschmeichelt und um die Gunst der Großen geworben, der niemals ein hohes Amt erstrebt hatte, zum Hofhistoriographen avanciert; in dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1648. Dieses Amt konnte dem Manne, dem jede Liebdienerei verhaßt war, ebensowenig wie seinen Vorgängern Lorbeeren einbringen. Er schrieb zunächst nur eine Geschichte des Feldzuges Maximilians gegen die freie Reichsstadt Donauwörth (im Jahre 1607), die „Expeditio Donawerdana", die jedoch niemals im Druck erschien und jetzt bis auf wenige Reste verschollen ist; dann sammelte er den Stoff zu einer Geschichte des böhmischen Feldzuges vom Jahre 1620[2]. Bald aber sollte er dem Kurfürsten einen aktuellen Dienst erweisen. Im Frühjahre 1647 hatte Maximilian den Sonderfrieden mit

---

[1] Lyr. I 34; III 11; Silv. VIII 21 22.

[2] Über diese seine Tätigkeit berichtet Balde selbst in seiner im Jahre 1649 verfaßten pseudonymen Schrift: „Interpretatio Somnii a Didaco Valarado" (= Jakob Balde), herausgegeben von Freyberg, Sammlung historischer Schriften und Urkunden, Stuttgart und Tübingen, IV (1834) 179 ff. Da die Ausgabe sehr fehlerhaft ist, so werde ich die Schrift mit ausführlicher Einleitung nächstens neu herausgeben. Deshalb ist hier dieser Stoff nicht eingehend behandelt.

Frankreich und Schweden abgeschlossen, ein Vorgehen, das den Groll Österreichs und der übrigen katholischen Landesfürsten in hohem Maße erregte. Da sollte Baldes Muse die Tat des Kurfürsten rechtfertigen und die Gemüter beruhigen. Der Dichter stand nämlich auf der Höhe seines Ruhmes; seine Dichtungen waren in jener Zeit eine Macht. Sie flogen in die süddeutschen Lande wie heutzutage eine Broschüre, die jedermann liest, eine glänzende Rede, die alle Zeitungen unverkürzt abdrucken. So entstand die berühmte „Poesis Osca" oder das „Drama georgicum".

Kurz nach Abschluß des Westfälischen Friedens wurde Balde der mißliebigen Stelle als Hofhistoriograph enthoben; er verweilte nur noch bis zum Frühjahr 1650 in München. Dieser Zeit gehören, abgesehen von einer Sammlung Mariengedichten (De laudibus B. Maria V. odae parthinae) und der bereits erwähnten „Interpretatio Somnii" drei Werke an, die vortreffliche „Medicinae gloria", der „Arion Scaldicus" und die „Chorea Mortualis", alle aus dem Jahre 1649.

Die Münchner Jahre Baldes, namentlich die Jahre 1637 bis 1645, bilden unstreitig die Glanzzeit seines poetischen Schaffens; sie brachten die Kunstwerke der Lyrik hervor, die seinen Ruhm dauernd begründet haben; sein Einfluß auf die Geister erreichte den Höhepunkt. Der Dichter stand in freundschaftlichem Verkehre, wie er kaum inniger gedacht werden kann, mit den literarischen und politischen Größen Bayerns und der gesamten süddeutschen gebildeten Welt, auch mit vielen Männern außerhalb Deutschlands. Ihre Namen lernen wir aus seinen lyrischen Gedichten oder aus den meist sehr lehrreichen Dedikationen oder Vorreden seiner Werke kennen. Da taucht eine stattliche Reihe glänzender Namen von Dichtern, Historikern, Mathematikern, Ärzten, Politikern, Priestern, Ordensmännern auf. Sie können hier nicht einzeln angeführt werden. Doch seien erwähnt Ferdinand Freiherr von Fürstenberg, Papst Alexander VII. (Kardinal Fabio Chigi), der polnische Graf von Dönhoff, der Maler Joachim von Sandrart aus Frankfurt, der holländische Dichter Barläus, das

Mitglied des Pegnitzordens Sigmund von Birken, der Dichter und Professor Kaldenbach, die Ärzte Geyger und Krembs in München und Johnston in Frankfurt a. d. Oder usw.; alle überragt aber durch seine intimen Beziehungen zu Balde der französische Gesandte auf dem westfälischen Friedenskongresse Claude de Mesmes, Comte d'Avaux, in seinem Privatleben ein durchaus sittenstrenger Mann, ein großer Liebhaber und Förderer der edlen Wissenschaften, auf dessen Landgut der protestantische Gelehrte Hugo Grotius sein Werk „De iure belli et pacis" schrieb, dem Gronov seine Ausgaben des Livius dedizierte[1]. Er las eifrig Baldes Oden, lernte viele derselben auswendig und stand in eifrigem Briefwechsel mit ihm; aber niemals haben sich die beiden Freunde mit Augen gesehen. Balde widmete seinem Gönner das neunte Buch seiner lyrischen Wälder, „Memmania" überschrieben, in deren Dedikation er seinen etwaigen Tadlern gegenüber sich rechtfertigt: „Da Franzosen gegen Deutsche fast vor meinen Augen Krieg führen, so werden wohl manche es befremdlich finden, daß ich, ein Deutscher, dir, einem Franzosen, ein Buch widme. Aber ich fühle mich hierzu heftig angetrieben; seitdem ich nämlich, erlauchter Herr, erfahren habe, daß du einiges von meinen Schriften, die zu dir gelangt sind, zu lesen und hochzuschätzen dich würdigtest, wurde ich sofort zur pflichtschuldigen Erwiderung eines so unverhofften Wohlwollens angetrieben, in der festen Meinung, es sei billig, daß die, welche die Wissenschaft lieben, von dieser hinwieder gefeiert werden." Da der Graf seit 1637 als französischer Gesandter auf dem westfälischen Friedenskongresse war und die Hauptentscheidung bei den Franzosen lag, so legte der friedliebende, über das lang dauernde Unglück seines Vaterlandes tiefbekümmerte Dichter in all diesen Oden, in allen seinen Briefen und sonstigen Widmungen eine heiße Sehnsucht nach Frieden nieder, so daß man diese Oden nicht ohne tiefe Rührung lesen kann. Auf d'Avaux haben diese ungestümen Bitten auch in der Tat kräftig ge-

[1] Über ihn vgl. das 9. Buch der Silv. lyr. (Memmiana) und die ausführliche Dedikation der Poesis Osca (Op. o. VI 337 ff.)

wirkt; seit dem Erscheinen der „Memmania“ zeigt sich in dem Verhalten des einflußreichen Mannes im Vergleich zu der vorhergegangenen Zeit eine ganz entschiedene Neigung zum Frieden. Nach dem beredten Zeugnis des Barläus[1] hat unser Dichter zur Einigung der entzweiten Gemüter und zur endlichen Beilegung des Kampfes durch seine Friedensoden viel beigetragen. Baldes Sehnsucht nach dem Frieden war so groß, daß er, der stolze und selbstbewußte Deutsche, der jeglicher Schmeichelei abholde Mann, doch im Interesse des Friedens sich herbeiließ, folgende Verse[2] auf Ludwig XIV. zu dichten:

Hic[3] regis Iove vix — Livor concede — minoris,
Francigenûm flectentis habenas,
Qui, licet in teneris et adhuc vernantibus annis,
Spirat avos ac vincere gestit.

Als d'Avaux im Jahre 1651 starb, setzte ihm unser Dichter ein schönes Denkmal der Freundschaft in einer Dichtung: „Funebre elogium impensum piis manibus Claudii Memmii“, die leider Fragment geblieben ist[4]. Noch stärker wirkte auf seine Muse der Verkehr mit dem Kurfürsten und dessen Bruder, dem Herzog, Karl Albert VI., dem Vater seiner früheren Schüler. Mit diesem ging er oft in den weiten, herzoglichen Gärten spazieren; dieses herzliche Zusammensein schildert er in zwei Idyllen[5]. Von Maximilian erhielt er, wie wir gesehen haben, oft glänzende Beweise des Vertrauens und der Anerkennung. Dem geliebten Herrscher, von ihm Maximilianus Aemilianus genannt, widmete er nur wenige, aber inhaltsschwere Oden, in denen nichts von unwürdiger Liebdienerei enthalten ist. Jede Schmeichelei ist ihm verhaßt; den Schmeichler brandmarkt er in zwei Gedichten[6]. Unter jenen Oden ragt besonders hervor der Hymnus auf die „Göttliche Vorsehung“[7],

---

[1] Epist. II 493 und dessen mehreren Ausgaben Baldes vorausgeschickte Elegie: In luculentissimos poematum libros Iacobi Balde, praesertim quibus vota pacis ingerit.

[2] Silv. IX 5, 63. [3] d. i. Memmius, ergänze: est interpres.

[4] Op. o. III 259; vgl. Satira crisis n. 28 ff (Op. o. IV 536).

[5] Lyr. II 20 und 22. [6] Silv. V 2 und 3.

[7] Lyr. IV 1; ferner die kleine Dichtung „Fama laureata“ (Op. o. III 255).

die ein sinnvolles, feingemeißeltes Denkmal der an Glück und Unglück reichen Geschichte des Kurfürsten bildet. Den Wert der Oden an den Kurfürsten schätzt Herder hoch: „In wenigen, aber prächtigen Oden besingt er die Vorsicht, die über dem Kurfürsten auf seinen Kriegszügen gewacht hat.“ Oft begleitete Balde seinen Fürsten auf dessen Erholungsreisen oder frommen Fahrten nach verschiedenen Heiligtümern, wie nach Altötting in Bayern[1], Waldrast in Tirol, die er dann in Liedern besang[2]. Während einer dieser Fahrten bestieg er von Hall aus einen hohen Berg, wo er die Nacht zubrachte; das tiefempfundene Lied vom „Sternenhimmel“[3] entsprudelte seiner von den Naturschönheiten ergriffenen Seele. Auf dieser nämlichen Reise wahrscheinlich auch geschah es, daß er mit seinem Freunde Michael Rabl dem Silberbergwerk Schwaz in Tirol einen Besuch abstattete[4]. Die Rückkehr führte ihn an dem auf luftiger Bergeshöhe gelegenen Kloster Ettal, das ein wundertätiges Gnadenbild birgt, vorüber; zu seinem großen Schmerze gestattete ihm die Zeit nicht, zu demselben emporzusteigen[5].

Ebensoviele, wenn nicht noch mehr Anregung zu dichterischem Schaffen schöpfte Balde aus seinen Spaziergängen in die schöne Umgebung Münchens. Schon von seiner oberelsässischen Heimat her, über deren Ebene Schwarzwald, Vogesen und Alpen einander freundlich grüßen, besaß er einen freien, ausgeprägten Sinn für die erhabenen Schönheiten der Natur, die er als Wundergebilde Gottes erkannte. Dieser innige Verkehr mit der Natur war ihm nicht nur ein geistiges, sondern bei seiner schwächlichen Veranlagung auch ein körperliches Bedürfnis. Auf seinen Wanderungen schenkte der für alles Edle und Ideale begeisterte Mann selbstverständlich auch den religiösen Kunstdenkmälern Münchens und der Umgebung seine ganze Aufmerksamkeit. Mit einer geradezu meisterhaften Plastik weiß er Bild und Eindruck scharf zu zeichnen. So wer-

[1] Vgl. u. a. Epod. 5—8. [2] Lyr. II 11. [3] Ebd. III 1.

[4] Vgl. die ausführliche Beschreibung desselben in dem Gedichte „Reue“ (Silv. VII 4).

[5] Lyr. III 2.

den uns in seinen Gedichten in bunter Abwechslung die verschiedenen Kirchen, Kapellen, Altäre, Lampen vor dem Hochwürdigsten, Kruzifixe, Altarbilder, religiöse Gemälde, besonders Jesu- und Marienbilder, aber auch profane Kunstwerke mit unübertroffener Anschaulichkeit vorgeführt[1].

Den ausgedehnten Freundeskreis in München wußte Balde mit dem ihm angebornen unverwüstlichen Humor zu einer Art Bruderschaft zu vereinigen durch die Gründung der „Gesellschaft der Magern" (Congregatio Macilentorum). Balde, von Natur schon sehr schmächtig, war durch rastloses Studium und viele Arbeiten immer schwächer geworden, so daß er selbst oft über sein skelettartiges Aussehen scherzte:

Gleich Merkurius schweb' ich
Zwischen Himmel und Erde schon[2]. Oder:
In zarter Linie schwebt mein Körper
Gleich einem Schattenbilde[3].

Daher ist er unerschöpflich in der Lobpreisung der Magerkeit[4], die er scherzend seine Göttin, die zehnte der Musen, die vierte der Grazien und die Schwester des alten Arztes Galenus nennt. Viele sprachen ihm unverhohlen die Befürchtung aus, er werde schwindsüchtig werden, und betrachteten ihn bereits als ein wandelndes „memento mori". Schon zu Ingolstadt hatte er zu seinem eigenen Trost in der Absicht, die Magerkeit berühmt und beneidenswert zu machen, ein Trutzlied „Agathyrsus" geschrieben. Die Agathyrsen sind ein sagenhaftes scythisches Volk, das nur einen Magern zum König

---

[1] Näheres hierüber in dem Aufsatz: „J. Baldes Verhältnis zur Kunst und den Künstlern seines Zeitalters" (Beilage 51 zur Augsburger Postzeitung, 17. August 1872) und J. Schrott, J. Balde und die Stadt München (Beilage 3 zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, 3. Januar 1869).

[2] Lyr. III 9.

[3] Silv. VIII 2; vgl. auch De vanitate mundi, epil. 1, 42 f (Ausgabe 1649, S. 192): poeta macer ille, torvus ille (die ganze Stelle lautet in der Münchner Gesamtausgabe anders).

[4] Lyr. I 15 34; II 10 23 33 39 (41) 48; III 4 9 33; IV 7 21 30 48; Epod. 19; Silv. V 10 12 17; VI letztes Gedicht; VII 7 16 17; VIII Vorrede; 1 5 16 26; IX 12 16. Vgl. den Anhang zum „Agathyrsus" (München 1647), der in der Münchner Gesamtausgabe ausgelassen ist.

wählte. In München ging er einen Schritt weiter und sammelte eine Anzahl magerer Gesinnungsgenossen zu einer edeln Tafelrunde, die er „die Gesellschaft der Magern" oder den „Dürren Orden" nannte. Dieser Orden ist wesentlich ein Mäßigkeitsverein, der in jenen Tagen der allgemeinen sittlichen Verworrenheit und Unmäßigkeit äußerst zeitgemäß war. Auch in den Kreisen der Vornehmen, die sich hinter den festen Mauern der Städte sicher fühlten, begann ruhige Geselligkeit und das Interesse für edle Kunst und ernste Wissenschaft wüster Genußsucht zu weichen. Die Tat, bei den Deutschen, deren Lust an üppigen Schmausereien und wilden Zechgelagen bei den Nachbarnationen in schlimmem Rufe stand[1], die schöne Tugend der Mäßigkeit wieder heimisch zu machen, war zudem echt patriotisch. Um zweifelhafte Kandidaten von dem Orden fernzuhalten, ward demjenigen, der eintreten wollte, ein zarte Gaumen abschreckendes Menü vorgelegt, auf dem alltägliches Gemüse, ungeriebene Gerstengraupe und Krebsschalen angekündigt waren[2]. Hatte der Kandidat auf den Zettel mit der dürren Kost geschworen, so mußte er die vorschriftsmäßige Magerkeit zu erzielen suchen, um aufgenommen zu werden.

Dieser Mäßigkeitsverein, dessen Vorsteher Balde selbst bis zum August 1644[3] war, hatte seinen Versammlungsort sehr passend in der Nähe des Kirchhofes; er zählte zahlreiche Mitglieder aus den vornehmsten Ständen Münchens, darunter auch den Herzog Albert VI. und andere fürstliche Personen. Das Bundeslied war der in Ingolstadt gedichtete „Agathyrsus", den später, als der Orden populär geworden, Balde vierfach ins Deutsche umdichtete, damit auch die gemeinen Leute den Bundesgesang singen könnten. Auch außerhalb Münchens und Bayerns fand dieser Mäßigkeitsverein rasche Verbreitung. Der Tübinger Professor Kaldenbach schrieb eine begeisterte Preisode: „An Jakobus Balde d. G. J., den ausgezeichneten

[1] Silv. VIII 2. [2] Lyr. I 34; Epod. 19.

[3] Seinen Nachfolger nennt er Andreas Coronarius (wohl ein Pseudonym; Silv. VIII 5 16).

Lyriker, der Magerkeit und der Magern edeln Lobsänger." Der Orden fand natürlich auch seine Gegner.

4. In Landshut, Amberg und Neuburg (1650—1668). Erschlaffen der poetischen Kraft. Satire und Elegie.

Aus Gesundheitsrücksichten wurde Balde, der in den beiden letzten Jahren kein Amt mehr bekleiden konnte, nach Landshut versetzt, wo er ungefähr drei Jahre blieb; eine Zeitlang hatte er hier das Amt des Sonntagspredigers zu versehen. Daselbst traf ihn manche betrübende Nachricht von dem Tode lieber Lehrer, Freunde und Gönner, so von dem Hinscheiden seines vielgetreuen Mäcens, des edeln d'Avaux. Nichts aber erschütterte ihn mehr als der rasche Tod des betagten großen Kurfürsten Maximilian († 27. September 1851 zu Ingolstadt), mit dessen Siegen und Kämpfen, Plänen und Bestrebungen seine eigene Lebenshoffnung so innig verschlungen war. Er eilte nach München und hielt an der offenen Gruft die tiefergreifende Leichenrede. Damals sollte er die von ihm so oft gepriesene Stadt zum letztenmal sehen; am 9. Oktober 1651 verließ er sie für immer[1].

Schon im Jahre 1653 mußte er wieder zum Wanderstabe greifen und Landshut verlassen. Er war zum Stadtprediger von Amberg in der Oberpfalz ernannt worden. Während in Landshut sein poetisches Talent erstorben zu sein schien, wachte es hier wieder auf zu erneutem dichterischen Schaffen. Zunächst ward eine sinnige Widmung zu der früher verfaßten Tragödie „Jephtias" gedichtet und das Werk der Öffentlichkeit übergeben. Sodann sammelte er den Stoff zu dem satirischen Werke „De eclipsi solari", das indes erst 1662 erschien. Aber auch in Amberg war seines Bleibens nicht. Im Herbst 1654 wurde er durch das Wohlwollen des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm nach Neuburg an der Donau berufen. Hier, in der gastlichen Burg, an der Seite eines begeisterten Verehrers, sollte der heimatlose Mann zur Ruhe kommen. Seine Reise

[1] Siehe das Gedicht von Schleich, Baldes letzter Gang durch München (Schrott und Schleich, Renaissance 196 ff).

ging über Nürnberg und Altdorf und gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. In Nürnberg schickte der protestantische Magistrat dem großen, ruhmgekrönten Jesuitendichter eine Deputation entgegen; dasselbe taten die Professoren der protestantischen Universität Altdorf. Ebenso feierlich wie ehrenvoll war sein Empfang in Neuburg selbst, den sein Freund Sandrart ihm bereitet hatte. Dieser hatte den erstaunten Neuburgern erzählt, Balde sei in Holland so berühmt, daß man ihn als ein Wunder von Genie gern selbst um Geld schauen möchte. Der Herzog war nicht anwesend, sondern weilte gerade in Düsseldorf. In dem alten Donaustädtchen traf Balde manchen lieben Jugendfreund, so den bereits genannten berühmten Maler Joachim von Sandrart, einen Protestanten, den er seit seinem ersten Münchner Aufenthalt kannte. Häufig suchte er den Künstler auf seinem Landgut in der Nähe von Neuburg auf, empfing da und gab neue Ideen zu künstlerischem Schaffen. Als dem Pfalzgrafen im Januar 1655 das erste Kind, eine Tochter, geboren wurde, dichtete er auf dieses frohe Ereignis ein schönes Wiegenlied. Der Sänger prophezeite der Prinzessin eine ruhmvolle Zukunft; in der Tat wurde sie später die Gemahlin des Kaisers Leopold I. und die Mutter zweier Kaiser, Josephs I. und Karls VI. Noch glänzender pries er im Jahre 1658 die Geburt des Prinzen Johann Wilhelm. Auch besang er die konvertierte Königin Christine von Schweden, als sie während ihrer Reise nach Rom im Mai des Jahres 1662 in der pfalzgräflichen Stadt weilte. Die ersten zwei Jahre versah Balde das Amt des Hofpredigers, wurde 1656 vom Pfalzgrafen zum Hausgeistlichen und 1661 zum Beichtvater der fürstlichen Familie ernannt. Die beste Erholung bot auch da dem Dichter der innige Verkehr mit der Natur in und um Neuburg; von dem eine herrliche Fernsicht bietenden Saletchen des Jesuitenkollegiums aus sowie auf seinen einsamen Spaziergängen, die er besonders gern auf dem linken Donauufer in der Richtung nach Joshofen einschlug, freute er sich oft des friedlichen Naturbildes. Auch machte er von hier aus eine Ferienreise zur Herbstzeit — das

Jahr ist nicht bekannt, sicher vor 1660 — nach Augsburg und Dillingen, die er in idyllischer Einfalt und schillernder Schönheit beschrieben hat [1]. Doch war sein Leben nicht ausschließlich der Hofseelsorge gewidmet. Er war auch als Vorstand einer dort bestehenden Rednerakademie tätig, in der er viele strebsame Jünglinge in der Rede- und Dichtkunst unterwies. Unter ihnen hat später besonders der Münchner Adam Widl bleibenden Dichterruhm erworben.

In Neuburg nahm er, abgesehen von der elegischen Dichtung „Urania victrix", die Satire wieder auf. Es entstanden acht größere Satiren, von denen er selbst nur fünf veröffentlichte. Das berühmteste Werk der Neuburger Zeit ist indes die genannte elegische Dichtung „Urania victrix" vom Jahre 1663.

Nachdem im November des Jahres 1664 der Herzog mit seiner Familie, die der Dichter nicht mehr sehen sollte, abgereist war, wurde es auf dem schönen Donauschloß zu Neuburg sehr still, stiller noch im Leben unseres Dichters, der nur mehr für sein ewiges Heil besorgt war. Zwar beschäftigte er sich noch mit vielen poetischen Entwürfen, meist satirischen Gehaltes, von denen er uns zwei gedankenreiche Sammlungen hinterlassen hat [2]; aber er kam nicht mehr zu deren Ausarbeitung. Von frühester Jugend an zur Hektik geneigt, deren Fortschritte er nur durch die strengste Diät zu hemmen wußte, brach das Übel mit erneuter Wucht in dem durch rastlose Arbeit erschöpften Körper aus. Der edle Sänger sah sein Ende zwar langsam, aber sicher und unaufhaltsam herannahen. In den zwei letzten Jahren führte er das Leben eines Seraphs im Fleische. Unausgesetzt lag er dem stillen Gebete und der frommen Betrachtung der jenseitigen Dinge ob. Täglich feierte er mit der letzten Anstrengung seiner schwachen Kräfte das heilige Meßopfer; vierzehn Tage vor seinem Tode ward ihm auch dieser süße Trost genommen,

[1] In der Einleitung zu der Satire „Solatium podagricorum" (Op. o. IV 2 ff).

[2] Op. o. IV 9 ff; VI 476 ff.

da die Beine ihm den Dienst versagten; er ließ sich in die Kirche tragen, empfing aus der Hand des zelebrierenden Priesters die heilige Kommunion und wohnte dann knieend noch einer zweiten Messe bei. So ging in Erfüllung, was er schon in jungen Jahren als Präses der Marianischen Sodalität so rührend in dem feierlichen Vereinslied „Ehrenpreis" sich gewünscht hatte:

Dieß sey, Maria, dir vertraut
Von Tag zu Tag der Jahren.
Der dir vertraut, hat wohl gebaut;
Sodales dieß erfahren.
In letzter Not und bitterm Tod,
Bitt, wollst mich nit verwerfen.
Erzeig' dein' Macht, vertreib' die Nacht!
Wird's Jeder wohl bedörfen.

Wenn dann die Krankheit wird zu schwer,
Daß ich's nicht mehr kann leiden:
Den Lebensfaden nimmermehr
Soll Eine drauß abschneiden.
Dein' schöne Hand, dein' milde Hand,
(Weil je die Stund' abg'loffen)
Schneid' oder halt', wie dir's g'fallt,
Sonst ist es aus mit Hoffen.

Wann bei dem Bett die Kerze brennt,
Die Augen nimmer wachen,
Vom Leib der kalte Todtschweiß rennt,
Die Beine jetzt noch krachen:
Dein' schöne Hand, dein' milde Hand,
O Jungfrau auserkohren,
Schneid' oder halt', gleichwie dir's g'fallt,
Sonst ist es All's verloren!

Wann nun geschwächt seynd all' fünf Sinn,
Daß man beginnt zu sagen:
Jetzt hat er's gar! Jetzt ist er hin!
Und merkt kein'n Puls mehr schlagen:
Dein' schöne Hand, dein' milde Hand,
O Mutter meines Lebens,
Schneid' oder halt', gleichwie dir's g'fallt,
Sonst ist es All's vergebens![1]

---

[1] Op. o. VII 376 ff. Vgl. auch das ergreifende Gebet „an die jungfräuliche Mutter um einen glückseligen Tod" (Lyr. IV 49).

Die drei letzten Tage konnte er das Bett nicht mehr verlassen; er sprach bloß noch von den jenseitigen Dingen. Es war am 9. August 1668, als aus dem gebrochenen Leibe sanft und friedlich seine Seele aufstieg zur ewigen Herrlichkeit.

Nach dem einfachen Brauche der Jesuiten wurde er in der Gruft der Hofkirche bestattet; kein Denkmal, das an ihn erinnern sollte, wurde ihm daselbst errichtet, so daß seine Gebeine trotz eifrigen Nachforschens aus der Menge der Gräber nicht mehr herausgefunden werden konnten. Prunklos, wie er gelebt, ist das Grab des Mannes, der im Leben oft geeifert gegen die eitle Pracht der Grabdenkmäler. Es ging an ihm in Erfüllung, was er in der Ode „Grabschriften“ [1] sich gewünscht:

Wenn meinen Geist zu seligen Geistern einst
Der Himmel aufnimmt, sage, warum, o Freund,
  Soll meinen Staub, die Handvoll Asche,
  Marmor bedecken und Pyramide?

Hinweg den Marmor! Tilget die gold'ne Schrift,
Die über Moder Namen und Titel prahlt:
  „Hier liegt ein Held, ein Weltbezwinger,
  Mächtig im Rat, mit dem Schwerte tapfer.

Zu Polen und Britannen, nach Wien sogar
Ging als Gesandter dreimal und viermal er!
  Triumvir, Konsul und Senator,
  Sonne des Landes; er starb am Abend!“

Und ringsum hangt in wilder Barbarenpracht
Das Schwert, der Harnisch, Sporen und Federbusch
  Und Helm und Handschuh. Auf dem Schilde
  Glänzet in prächtig gemaltem Felde

Auf Bergeshöh' der Tiger, das Löwenhaupt,
Gekrönt mit Golde, Geier und Büffelskopf,
  Bei Hirschgeweih des Elefanten
  Rüssel und Zahn und das mut'ge Einhorn.

Wozu dies alles? Daß hier ein edlerer
Leichnam verwese? Modert im Grabe dann
  Er lieblicher? Die Manen hassen
  Alles Gepränge, das sie belüget.

---

[1] Silv. VII 18 (übersetzt von Herder).

Mir einst, o Freund, mir schreibe zur Inschrift nur:
„Hier ruht ein Dichter, nicht ein unrühmlicher."
O Eitelkeit! Hinweg auch dieses!
Lösche die Worte! Genug, ich ruhe.

Zweites Kapitel.

Baldes Charakter.

1. Balde als Mensch.

Die treffendste Charakteristik seines Wesens gibt Balde selbst in den Worten, die er der auf dem Straßburger Markt wahrsagenden Zigeunerin in den Mund legt[1]: „Du nährest als strudelnder Hitzkopf gern hochfliegende Wünsche, suchest dir überall heitere Gesellen, fliehest die Sorgen, nur darum bekümmert, daß kein Kummer dich drückt. Dem Dienste der holden Musen geweiht, willst du weder den schweren Mühlstein drehn, noch den Pflug führen über den Acker. Nicht gewöhnt der Last, wirfst du den Tragsattel ab, mögen ihn auch hohe Würden zieren. Wozu dich Lust und eigenes Sehnen treiben, vollführest du wacker und froh. Was du aber nicht bewegen magst, das bleibt an seinem Platze wie ein schwerfälliges Schiff, dem Ruderer oder günstige Winde fehlen. Heil dir, wenn du die menschenscheue Sippe schwarzgewandeter Narren meidest, die mit finsterer Strenge predigen, die Tugend zu heucheln und die Laster sorgfältig zu bergen. Du fliehst die buntgelaunte Gesellschaft glattzüngiger Menschen, die, bei dem Glücke der andern vom Neide gebläht, in düsteres Schweigen sich hüllen. . . . Wie du jetzt mager bist, so wirst du dürr bleiben dein Leben lang. Dir wird tönen die Lyra, dir klingen die Harfe, um deine Stirn wird grünen der festliche Epheu des Bacchus."

Edel und unentweiht blieb zeitlebens Baldes Charakter, obschon er stetig gegen schlimme Neigungen zu kämpfen hatte.

[1] Medic. glor. 19, 123 ff (Op. o. IV 431 f); siehe oben S. 10 f.

Bei ihm herrschte das sanguinische Temperament vor. Der Jüngling mit dem muntern Blick, dem schnellen Gange, der lebhaften Phantasie und der raschen Auffassungsgabe konnte recht eigensinnig werden und wild rasen in jähem Zorne[1]. Doch er bezwang von dem Tage an, da er in den Jesuitenorden eingetreten war, das wilde Herz und begann seinen Genossen durch Sanftmut und Milde, die er besonders gegen seine Feinde walten ließ, voranzuleuchten. Mit welchen Waffen er das schnell erregte Herz gebändigt, zeigt er in der genannten Ode:

> Während neuen Feind ich dem Tod erspäh' und
> Auf dem Wetzstein schärfe die schwarzen Pfeile,
> Sinkt die grause Gier, mich zu rächen, schnell und
> Plötzlich darnieder.
>
> Mein Geschoß erschlafft, es erlahmt der Bogen,
> Da ein sanfter Sinn in die Brust mir strömt. O
> Staunet, plötzlich werd' ich, der grimme Wolf, ins
> Lämmlein verwandelt.
>
> . . . .
>
> Schnell im Keim erstickend die Wut bin ich nun
> Nicht dem Juvenal und Lucil mehr schuldig.
> Ganz den stillen frommen Sabinern weih' ich
> Jetzt meine Lieder.
>
> . . . .
>
> Sanft und reinen Sinns, o wie oft vernehm' ich
> Herbes Hohngelach! O, wie oft zu Waffen
> Reizt man heftig mich, um das Schwert der alten
> Verse zu zücken!
>
> Doch nein, Frieden will ich statt Krieg und Schwert. Als
> Wertlos Aas schaut jeder mich an, das straflos
> Jeder Gassenbub' mit den Füßen vor sich
> Hin in den Kot stößt.

Einem scharfen Kritiker, dem Ordenszensor P. G. Hofer, wünscht er in humorvoller Weise alles mögliche Gute, so, daß wenn man den Anfang des Satzes liest, er Böses zu wünschen scheint, dieses Böse wandelt sich aber plötzlich in das Gegen-

---

[1] Vgl. die Szene auf dem Straßburger Jahrmarkt und Lyr. III 32.

teil[1]. Doch wenn seine literarischen Feinde — andere hatte er nicht — durch seine große Bescheidenheit und Sanftmut ermutigt, allzu boshaft auf ihn eindrangen oder über ihn witzelten, dann regte sich wieder der alte Zorn in ihm, und er hatte Mühe, ihn niederzuhalten; und so spricht er gegen seine bösen Kritiker die scherzhafte Drohung aus[2]:

Bin ich nicht mehr Leu? Soll ich, schmachbedeckt und
Jedem Fuchs tot, dulden des groben Pöbels
Spötterei und stumm mit gerechter Zornwut
Keinen bezahlen?

Dichter, auf! Als Samson ergreif die beiden
Säulen! Wirf das Haus auf die frechen Tadler
Rings mit einem Stoß des Entsetzens, nieder
Auf ihre Köpfe!

War er so gegen seine Widersacher gesinnt, um wieviel wohlwollender wird er gegen seine Freunde und gegen Ratfragende gewesen sein! Bescheidenen Jünglingen, die seinen Rat einholten, dem Edelknaben, der zum ersten Mal über die Schwelle des Hofes tritt[3], dem Rechtskundigen, der in den Rat des Fürsten berufen wird[4], dem jungen Gelehrten, der als Professor an die Hochschule abgeht[5], sogar dem Fürsten[6] weiß er stets ein liebreiches Wort der Ermahnung zu sagen. Auch andere hochgestellte Herren ermutigt er durch weise Ratschläge, die er ihnen beim Antritt eines neuen Amtes mit auf den Weg gibt; weise Mahnungen birgt die Ode „Lob des Hirtenlebens“[7], an den zum Koadjutor ernannten Prinzen Albert Sigismund gerichtet, „Der Ring des Gyges“[8] an den nach Westfalen gesandten päpstlichen Legaten Fabio Chigi, den späteren Papst Alexander VII., „Der Dolch Trajans“ oder „Der politische Redner“[9], an all die Mächtigen der Erde. Ebenso weiß er den Offizieren ernste Worte der Ermahnung und der Ermutigung auf ihre kriegerische Laufbahn mitzugeben; so entstanden seine schönen Oden „Die Gnade“[10], „Die Kriegs-

[1] Epod. 2. [2] Lyr. III 32 (gegen Schluß). [3] Ebd. II 6.
[4] Ebd. IV 16. [5] Epod. 11. [6] Lyr. IV 14.
[7] Lyr. III 45; siehe oben S. 33. [8] Silv. IX 17.
[9] Lyr. IV 14. [10] Ebd. IV 24.

zucht"[1], an einen elsässischen Offizier gerichtet, „Die Türken und der deutsche Krieg"[2]. Auch literarischen Freunden wußte er die passendsten Weisungen zu erteilen: bald ermuntert er schüchterne Dichter zur endlichen Veröffentlichung ihrer Gedichte[3], bald sucht er einen Schriftsteller, der ein zehnbändiges Werk edieren will, in der energischsten Weise davon abzuhalten[4], bald spottet er eines ungeschickten und talentlosen Nachäffers seiner lyrischen Gedichte mit den Worten, er habe ihm zwar seine Laute, aber nicht seinen poetischen Geist übersandt[5]. Ebenso rät er mit scharfem Sarkasmus einem andern, der Tillys Taten in einem Epos darzustellen beschlossen hatte, statt Helden doch lieber den Kampf der Spatzen zu besingen[6]. Besonders für Schüler hatte er stets weise und liebevolle Ermahnungen zum Gehorsam und Fleiß[7].

Im Verkehr mit seinen Freunden und Bekannten kam ihm sein feiner Scherz, sein unverwüstlicher Humor, sein köstlicher Witz und seine staunenswerte Schlagfertigkeit sehr zu statten; sein launiger Spott war aber niemals darauf angelegt, zu verletzen, so daß er mit Recht über die Empfindsamkeit einzelner, welche die Zielscheibe seines Scherzes waren, sich ärgern konnte[8]. Als heiterer und geistreicher Gesellschafter war er daher gern gesehen, wiewohl sein satirischer Witz bisweilen lästig war[9]. Vereinzelte Proben seiner Schlagfertigkeit und seines Sarkasmus sind uns noch erhalten. Als ihn jemand nach seinem Befinden fragte, antwortete er mit dem durch ein Wort veränderten aus Vergils Eklogen genommenen Verse:

Non sum adeo fortis; nuper me in pulvere vidi[10].

Einst kam ein Gutsbesitzer, namens Walter, der dem Kollegienhause in Neuburg jedes Jahr einen fetten Ochsen liefern mußte. Als er sich anschickte wegzureiten, sagte er,

---

[1] Lyr. IV 11.
[2] Ebd. IV 44. [3] Silv. V Dedikation; VIII 23.
[4] Silv. VIII 8. [5] Ebd. V 7. [6] Ebd. V 6.
[7] Siehe oben S. 32 f. [8] Lyr. I 21. [9] Silv. V 9.
[10] Somnii Interpret. (ed. Freyberg) 218.

er wolle noch einen zweiten Ochsen liefern, wenn P. Balde sofort auf ihn einen lateinischen Vers dichte. Ohne langes Besinnen war der Pater bei der Hand mit dem leoninischen Hexameter:

Ascendat Walter, veniat bos unus et alter!

Zu deutsch:

Walter, steig auf das Rößlein dein,
Flugs treib den andern Ochs herein!

Einstens mußte er wegen seiner Spässe, durch die sich der P. Minister beleidigt fühlte, zur Strafe die Suppe auf dem Boden essen; dabei machte er ein sehr trübseliges und ernstes Gesicht. Vom P. Rektor befragt, weshalb er so ernst dreinschaue, erwiderte er, er denke über die Worte des Evangeliums nach: „Volo pater, ut, ubi ego sum, sit et minister meus." Ein andermal fuhr er mit einem Freunde auf einer Ferienreise an dem Landshuter Schloßberg vorüber, auf dem saurer Wein wuchs. Sofort rief er seinem Begleiter zu:

Mons ubi nativum vites lacrimantur acetum!
Schaue den Berg, wo weinen natürlichen Essig die Reben!

Witzig ist auch eine seiner zahlreichen Albumschriften, die uns noch erhalten ist. Im Anschluß an den sprichwörtlich gewordenen Horazischen Vers [1]: „Pulvis et umbra sumus", schrieb er, da „pulvis" sowohl „Staub" als „Streusand" bezeichnet:

Atramentum, pulvis et umbra sumus.

Ein solcher Humor ist das Zeichen eines heitern, für die erlaubten edeln Freuden des Lebens offenen Gemütes. In der Ode [2] „Lebe heute" fordert er in der Weise des Horaz (carpe diem) zum nützlichen Genusse des Lebens auf, da dessen Fäden ja bald der Tod zerreißen werde; zwei Oden [3] empfehlen ebenfalls mit klassischen Anklängen den mäßigen Genuß des Weines. Es wäre aber unrecht, deshalb unter falscher Deu-

[1] Hor. Carm. IV 7, 16. [2] Lyr. IV 7.
[3] Ebd. I 11 und 12; vgl. II 34, 15 ff. Dagegen verschmäht er (ebd. I 12) den Bierkrug in seiner wohlgelungenen Parodie des Horazischen Liedes, das den Weinkrug preist (Hor. Carm. III 12); siehe auch Lyr. I 37.

tung einiger bei Dichtern konventioneller Redensarten[1], in denen er den Becher als Sorgenbrecher preist, mit Neubig[2] dem mäßigen Manne Neigung zum Trinken anzudichten. Daß seine Liebe zur Mäßigkeit ihn zur Gründung eines damals viel Gutes wirkenden Mäßigkeitsvereines führte, ist bereits erwähnt[3]. Dadurch, daß er seine herrliche Ode über die Genügsamkeit[4] an die Spitze seiner trefflichen Oden gestellt hat, erklärt er sie gewissermaßen als die Haupttugend, der seine Muse ihre Huldigung darbringen will. Ruhig und zufrieden mit dem Wenigen, das er besitzt, wohnt ein ungetrübtes Glück in seiner Brust; er verachtet Ehren und Reichtümer und alle irdischen Güter, die nicht glücklich machen können[5]. „Triumphe, Krieg und Nam' und Titel, Ehren und goldene Beut' und Wollust sind nicht die wahren Gaben.“[6] So ist er unerschöpflich im Lobe der Genügsamkeit jeglicher Art, der „laeta paupertas“: „Der Weise soll nicht klagen über den Verlust seiner Güter.“[7] Zufriedenheit und Geistesruhe bei mäßigen Lebensgütern sind das Höchste[8]; ein ruhiges Gewissen macht den Menschen froh und glücklich[9], während ein böses Gewissen alles Lebensglück vernichtet[10]. In einer Ode[11] legt er uns bei Gelegenheit der Bestattung eines Reichen die Nichtigkeit des Reichtums dar; das Geld ist eine Schlange[12]. Er strebt nicht nach dem, was die große Menge sich wünscht[13]. Der wahre Reichtum besteht nicht in Geld, das gerade die Schlechtesten in Fülle besitzen, sondern in der Tugend[14]. Hiernach sind Baldes Schriften ein wahres Arsenal der erhabensten Weisheitssprüche[15], die uns die sichersten und erlesensten Vorschriften zu einem guten, genügsamen

---

[1] Z. B. Lyr. I 36, 23 f.
[2] Bavarias Musen in Jak. Baldes Oden I xxiii. [3] S. 40 f.
[4] Lyr. I 1; vgl. Silv. VIII 4. [5] Ebd. III 25. [6] Ebd. IV 41, 31 f.
[7] Silv. VII 10. [8] Lyr. II 45. [9] Ebd. I 26; vgl. III 39.
[10] Ebd. IV 19. [11] Ebd. II 8. [12] Ebd. II 19.
[13] Ebd. III 46. [14] Ebd. IV 33.
[15] Sie sind in vortrefflicher Weise zusammengestellt von Silbereisen, Balde Horatius Germanus in principiis suis praesentatus. Regensburg 1880.

und zufriedenen Leben und zum weisen Gebrauche desselben geben. So erscheint Balde überall als der Lehrer praktischer Lebensweisheit.

Die Heiterkeit, Offenheit und biedere Ehrlichkeit seiner Gesinnung machten ihn auch zu einem geschworenen Feinde aller Heuchelei und Schmeichelei. Aus der von ihm gegründeten „Gesellschaft der Magern" war ein besonderer Bund hervorgewachsen, die „Stoa", deren Mitglieder sich eine streng aszetische Lebensführung nach alten stoischen Mustern zum Ziele gesetzt hatten. Auch Balde gehörte ihr an [1]. Sobald er aber merkte, daß mehrere hervorragende Mitglieder scheinheilige Heuchler seien, die den Tugendrigorismus predigten, um insgeheim desto niedriger und verworfener handeln zu können, da sagte er sich sofort feierlich los von „der menschenfeindlichen Gesellschaft jener scheußlichen Sekte, die mit finsterer Strenge den Schein der Tugend erheuchelt, um durch Verstellungskünste die Laster zu verschleiern" [2]. „Sie haben," sagte er, „keine Tränen, kein freudiges Lachen, kein Feuer in ihrer Brust." [3] Nicht weniger ist ihm Schmeichelei und niedere Kriecherei vor den Großen dieser Welt ein Gegenstand des Ekels. In zwei Gedichten [4] entwirft er ein abstoßendes Bild der Schmeichler. Auch an Fürstenthronen „will er zitternd nimmer seine Kniee beugen" [5], um eitler Gunst willen; dies hat er nicht nötig, denn „Titel und Gold sind nicht des Herzens wahre Güter" [6], und selbst „die Krone eines Herrschers deckt nur armselige Menschlichkeit" [7]; mag Juppiter sie an Könige schenken, ihn

[1] Vgl. Lyr. I 35; III 39.

[2] Medic. glor. 19, 132 ff. Lyr. III 12; 16, 23.

[3] Nach dem Auseinandergesetzten ist höchst einseitig das Urteil von Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, III[5] 429: „Noch auch könnte uns seine hypochondre Zerrissenheit erbauen, . . . noch auch die Wiederkehr dieses Lobredners der Hagerkeit zu jenen mysterischen Abtötungslehren, die den Tod als das Fröhlichste im Leben, das Nichtleben als Würze des Daseins ansehen."

[4] Silv. V 2 und 3. [5] Lyr. I 6, 9.

[6] Lyr. I 13 und IV 41. [7] Ebd. IV 3, 99; Epod. 10.

macht Apollos Lorbeer glücklicher[1]. Diese Unabhängigkeit seiner Gesinnung hinderte nicht, ja bewirkte vielmehr, daß er gerade von jenen, denen gegenüber er sie bewies, namentlich von dem Kurfürsten Maximilian, den Prinzen des bayrischen Hofes und manchen Fürstlichkeiten, eines langjährigen ehrenvollen und vertraulichen Umganges, um nicht zu sagen Freundschaft, gewürdigt wurde[2].

Solche Charaktereigenschaften finden sich nur in einer starken Natur, die das Laster in jeder Gestalt haßt. Eine solche Sittenstärke tritt uns in Balde entgegen. Wiewohl auch er in der Jugend den zarten Liebesneigungen verfallen war und manches Liedlein zu Ehren seiner Angebeteten dichtete[3], so hat er doch sofort dieser Liebe, als eine höhere Stimme ihn in den Dienst Gottes gerufen, für immer entsagt; nie tönt mehr seine Leier irdischer Minne. Seine stahlfeste und doch wieder wunderbar elastische Natur hat in jenen sittlich verkommenen Zeiten den Kopf stets hochgehalten, freilich dabei eine oft rauhe und derbe, zuweilen düstere Gestalt angenommen. Er ist keine schwächliche oder spröde Natur, die davor zurückscheut, das Laster, namentlich das Gefährliche der sinnlichen Liebe, in seiner ganzen Nacktheit zu zeigen. Dies ist besonders in seinen Satiren und in seinem großen elegischen Werke „Urania victrix", aber auch in manchen Oden der Fall. Das trug ihm vielen Tadel bei seinen ängstlichen und allzu prüden Kritikern, besonders in seinem Orden ein. In einer

---

[1] Vgl. Eitner, Baldes Leben und Charakter 13.

[2] Lyr. II 6 20 44; III 41 45; IV 1 2 25; Silv. IX praefatio 8 30 33 und besonders die Praefatio ad Poesin Oscam (Op. o. VI 340): „Du verlangst keine Schmeichelei, denn weder läßt diese deine tüchtige Gesinnung zu, noch gestattet sie mir die Starrheit meines geselligen Verkehrs."

[3] Vgl. 19. medizinische Satire Vers 5 (Op. o. IV 428); Olympia sacra (Op. o. VII 384):

> Nempe olim noctu cithara iuvenile vagatus
> Detinuit cursus, Cynthia, saepe tuos.
> . . . .
> Dissiluit veteris machina vana lyrae.
> Iamque magis testudo placet, quae repit in horto,
> Quam quae molle sonans vellicat auriculam.

der Zensuren über die „Urania victrix“ wird das Spottdistichon auf Balde erwähnt:

> Integer, intactus qui nescit quid sit amare,
> Ex elegis Baldi discet amare puer.

Ein anderer meint, die Diktion dieser vortrefflichen Elegie sei zwar erhaben und nervig, aber „nicht so behutsam, als es sich für einen Dichter aus dem Ordenstande gezieme“. Gegen solche aus übertriebener Ängstlichkeit hervorgegangene Ausstellungen verteidigt sich unser schlagfertiger Dichter, indem er sagt[1]: „Wir hätten nicht gewagt, die tückischen Anreizungen des arglistigen Teufels in dieser offenen Weise darzulegen, wenn nicht der hl. Bernhard selbst daran erinnerte, es sei keineswegs ersprießlich, derlei Dinge nicht zu kennen... Die christliche Seele soll erkennen, mit welchen Waffen sie angegriffen wird und mit welchem Schilde diese abzuwehren sind, damit sie nicht unversehens erliege.“

2. Balde als Patriot und Christ.

Wer wie unser Sänger in idealem Streben von jedem Egoismus sich losgelöst, der muß empfänglich sein für das Höchste, das des Menschen Brust bewegen kann, für selbstlose Vaterlandsliebe und glühende Gottesminne.

Im elterlichen Beamtenhause wehte ein warmer patriotischer Geist, der die leicht entzündliche Seele des Knaben für immer erfaßte. Aber auch den kleinen Fleck elsässischer Erde, auf dem Balde das Licht der Welt erblickt und die harmlose Kinderzeit zugebracht, liebte er mit der ganzen Glut seiner für alles Edle begeisterten Seele. Die engere Heimat war ihm der Inbegriff jeglicher Romantik und der herzerhebenden Idylle[2]. Dieses sein Heimatland ist ihm bloß ein bevorzugter Teil Deutschlands. So atmet schon von Jugend auf seine gesamte Poesie den stärksten Patriotismus, glüht für Deutschlands Größe, Selbständigkeit, Ruhm und Glück.

---

[1] Op. o. V 215; vgl. auch seine Vorbemerkung ebd. 222.
[2] Siehe oben S. 5 f.

Daher freut er sich als Katholik und als warmer Anhänger Österreichs und Bayerns über die Siege des ligistisch-bayrischen Heeres am weißen Berge [1], bei Wimpfen und Lutter [2], daher jubelt er über die Erfolge der Führer Dampierre, Bouqoi und insbesondere Tillys [3], so daß man ihn nicht mit Unrecht den „Tyrtäus der Liga“ genannt hat; daher sein großer Schmerz über die unglückseligen Kriegsereignisse, den er in so vielen Oden ausgesprochen; daher sein Gram über die Eroberung der Reichsfeste Breisach [4], sein Schmerz beim Tode Pappenheims [5], Tillys und mancher anderer Helden, sein Unwille über die Schweden in München [6], seine Klagen über die Verwüstungen und den Verlust seines engeren Vaterlandes, des Elsasses, sein jammervolles Wehklagen über die greuliche Verheerung Deutschlands; nicht bloß in einigen Oden seiner Lyrika und Epoden hat er diesen Schmerz ausgehaucht, er hat ein eigenes Buch „Threnodien“ [7] gedichtet, das jene Klagen enthält; man muß diese erschütternden Klagegesänge selbst lesen, um nur einen kleinen Begriff von des Dichters großem Weh zu erhalten. Daher verfolgt er diejenigen, welche die Zwietracht unter den Deutschen entfacht haben, mit den schneidenden Waffen der Satire. Das sind nach seiner katholischen und politischen Überzeugung die Urheber der Reformation; gegen diese macht er daher scharfe Ausfälle [8]. Doch richtet sich seine Abneigung niemals gegen die einzelnen Anhänger des Protestantismus; konfessioneller Rigorismus fehlt ihm; das beweist sein freundschaftlicher, brieflicher oder persönlicher Verkehr mit Protestanten seiner Zeit, mit dem holländischen Dichter

---

[1] Lyr. II 3. [2] Ebd. IV 1.
[3] Op. o. III 276 ff (vgl. oben S. 22 u. 24 f). [4] Lyr. I 36.
[5] Ebd. I 19. [6] Ebd. II 26.
[7] Silv. IV; vgl. auch Batrachom. III 110 ff.
[8] In der „Eclipsis solaris“ (Op. o. IV 164 f), im „Antagathyrsus“ (ebd. IV 352 f), Silv. III 1, 87 f und in einer anonymen, von J. N. Weislinger, Merkwürdigkeiten, 3. Teil (Augsburg und Freiburg 1750), 59, Balde zugeschriebenen Schrift: „Paradoxum musicum“, die ohne Ort und Jahrzahl wahrscheinlich 1655 und mit Baldes Namen ohne Ort im Jahre 1717 erschienen ist.

Barläus, mit den Dichtern J. B. Faber (Ferrando), Kaldenbach und Sigmund von Birken, mit dem Maler Joachim v. Sandrart, sein Lob auf des Hugo Grotius Tragödie „Christus patiens“; diese aufrichtige Toleranz ist von Protestanten der damaligen Zeit rühmend anerkannt worden. Ebenso verhaßt wie die Urheber der Uneinigkeit sind ihm jene, welche diese Uneinigkeit immerfort schüren, wie der „Winterkönig“ Friedrich V. von der Pfalz, Christian von Dänemark, Gustav Adolf von Schweden, dessen edle Eigenschaften er übrigens öfters mit großem Lobe anerkennt, ganz besonders aber der treulose und doppelzüngige Wallenstein.

Aus demselben Grunde betet er so häufig und innig zu Gott und zur heiligen Jungfrau für Deutschlands Wohl. Daher stammt auch seine heiße Sehnsucht nach dem holden Frieden; diejenigen, die den Frieden zu fördern ernstlich gewillt sind, liebt er und widmet ihnen einen Teil seiner Gedichte, in denen er ihnen Deutschlands Sehnsucht nach dem Ende des Krieges vorträgt[1], so dem französischen Gesandten Claude de Mesmes (Memmius), wiewohl gerade er ein großer Gegner des Franzosentums ist, freilich nicht der Franzosen, sondern der deutschen Nachäffung französischen Wesens und der offenen Verachtung des Heimischen. In dieser Beziehung sagt Herder von ihm: „Er tat, was er konnte, den Frieden herbeizurufen und den Greuel des Krieges zu versöhnen.“ Gerne möchte er die Eintracht der deutschen Fürsten, „diesen Knoten, der fester geschlungen als der gordische“, für immer festigen[2] und die Kriegsfurie im Tempel des Janus mit hundert Ketten festbinden und in ewige Nacht bannen („Der Janustempel, an die versammelten Friedensstifter“)[3]; immer ungestümer wird sein Gebet, als die Friedensunterhandlungen stockten und schließlich erfolglos zu verlaufen drohten[4]. Das wilde Morden der Menschen während des Dreißigjährigen Krieges ist ihm so widerwärtig geworden,

[1] Siehe des Barläus Urteil über Baldes Friedensbestrebungen oben S. 38.

[2] Silv. IX 15. [3] Ebd. IX 4. [4] Ebd. IV letztes Gedicht.

daß er von diesen Gräueln sein Auge hinwegwendet zu dem possierlichen und unschuldigen Krieg der Frösche und Mäuse, „deren Gejammer und Elend der siechenden Menschheit zum Heile sei“ [1]. Wie jauchzt er hingegen auf in überströmender Freude, als die Friedensverhandlungen allmählich sich dem günstigen Abschluß zu nähern schienen, in der Ode „Feuerwerk an die in Münster versammelten Friedensstifter“ [2].

Um die Deutschen vom gegenseitigen Brudermord abzuziehen, lenkt er, ähnlich wie der „polnische Horaz“ und Jesuitendichter Sarbiewski, ihren Blick auf ein würdigeres Ziel ihrer Tapferkeit, auf den Erbfeind der Christenheit, die Türken. Es ist das eine Lieblingsidee Baldes wie so mancher Dichter seiner Zeit, z. B. Sarbiewskis, Avancinis u. a., daß alle christlichen Fürsten sich gemeinsam gegen den Mohammedanismus verbinden sollen, um diesen Feind des Christentums im eigenen Lande anzugreifen, ihn aus Griechenland und Ägypten zu verdrängen und in das Innere von Asien zurückzuwerfen. Auf diese Weise hoffte er sein eigenes Volk zur zielbewußten Tätigkeit, zur Eintracht und zum alten Heldengeiste zu entflammen. In vielen seiner Oden kehren diese Gedanken immer wieder. So fordert die gewaltige Ode „Kriegsruf an die Stände des heiligen römischen Reiches“ die Machthaber unserer Nation auf, „daß sie die verheerende Kriegsfackel aus dem Vaterland nach der Türkei tragen sollen“ [3]. „Was“, ruft er im Eingang der Ode, „was nützt es, ihr Deutschen, gegen den eigenen Körper zu wüten und euch zermalmen zu lassen vom Feinde, der nichts schont?“ Daher dichtete er seine herrlichen Oden auf die drei größten Türkenkämpfer Skanderbeg, Hunyadi und Don Juan d'Austria [4], die den Deutschen Muster wahrer und edler Heldenkraft sein sollen. Am Gymnasium zu München ließ er am Feste des hl. Stephanus 1637 einen jungen Schüler, den polnischen Ritter Johann Andreas Koniekpolski, einen feurigen Aufruf zum Kriege gegen die Türken zum Zwecke der Wiedergewinnung des Heiligen

[1] Batrachom. III 47 ff. [2] Silv. IX 26.
[3] Epod. 1; vgl. Lyr. I 37 und 38. [4] Lyr. I 39—41.

Landes halten. Bald hält er auf den Gipfeln der ägyptischen Pyramiden eine Umschau über das unter dem harten Joche der Türken seufzende, fruchtbare Nilland [1]. Bald beschreibt er eine Wanderung durch Konstantinopel und seine von Christen angefüllten Sklavenmärkte [2] und gibt uns seinen Unwillen und Abscheu gegen die türkische Barbarei kund [3]; er schildert uns seine zerrissenen Gefühle, mit denen er Konstantinopel verläßt und der Heimat wieder zueilt [4]. Ebenso scheut er sich nicht, den saumseligen Kaiser Ferdinand III. bitter zu tadeln, daß er, beim Schachspiel sitzend, so lange vom Heere fern geblieben und sich begnügt habe, von Wien aus seinen Heerführern Weisungen zu geben [5]:

Tritt nun endlich auch du, König Adrast, hervor!
Schlimm war's, je zu vertraun frecher Soldatenfaust
Deiner Würde Gewicht. Wer sich daheim verwöhnt,
Ahnt nicht, was in der Ferne not.

Selber führte sein Heer Cäsar und Pyrrhus. Selbst
Stürzte mitten hinein, wo mit Gefahren sein
Volk bedrängte der Feind, trieb ihn mit Sturm zurück
Karl, der kühne Burgunder-Leu.

Während Weisung ergeht, während wir Fabier,
Doch zur Hälfte nur, sind, während wir, weinbetaut,
Handeln Rose und Nard' ein für den Augenblick,
Fällt der Würfel des Vaterlands.

Diese von der edelsten Begeisterung für das Wohl und den Frieden Deutschlands durchwehten Oden haben unserem Dichter den meisten Ruhm erworben und sichern ihm für alle Zeiten den unbestrittenen Ehrentitel eines patriotischen Sängers von Gottes Gnaden. Der Patriotismus Baldes wird auch in der fremdländischen Literatur bewundert, so von Heinrich [6]: „Enfin, ce qui assure à Balde sa place dans une

[1] Ebd. III 47; vgl. IV 10.
[2] Ebd. IV 37.
[3] Ebd. IV 38. [4] Ebd. IV 39.
[5] Ode vom „Schachbrett“ (Lyr. III 13, 77 ff, Übersetzung nach Westermayer und Neubig).
[6] Histoire de la littérature allemande (Paris 1870) I 499.

histoire de la littérature allemande, c'est l'éloquence avec laquelle il a déploré les malheurs de son temps. Ses odes sur la prise de Breisach, sur la mort de Pappenheim attestent un véritable patriotisme. On sent que le religieux dans sa cellule a vécu cependant de la vie de son temps, et qu'il en a partagé toutes les douleurs."

Doch was nützen Klagen ohne das Streben, die gewünschte Besserung herbeizuführen? Balde suchte das Unheil, das sein Vaterland getroffen, von Grund aus zu beseitigen. Vermöge seiner scharfen Beobachtungsgabe durchschaute er, ohne Staatsmann oder Feldherr zu sein, die großen Schäden, an denen Deutschland damals litt und unterzugehen drohte; wie sein Vorbild Horaz in dem berühmten Cyklus der sechs Römeroden [1] seinen Zeitgenossen die Fehler und Irrungen drastisch vor Augen führt und sie zur Umkehr ermahnt, so suchte auch unser Dichter zur Heilung der Schäden seiner Zeit sein möglichstes beizutragen; gerade hierin zeigt sich die wahre Größe seines edlen Patriotismus. In der Vorrede zum 3. Buch der „Silvae" sagt er mit offenem Blick: „Man muß es gestehen, Deutschland, aus seinem Siegeswagen herausgeschleudert, wird auf das äußerste heimgesucht; ebenso muß man auch gestehen, daß Deutschland sozusagen freiwillig dem Abgrund des Verderbens zueilt. Ich weiß fürwahr nicht, ob die Zahl derer größer ist, die zu Grunde gehen, oder die jener, die vernichtet werden wollen. Es ist barbarisch und grausam, ein bedrängtes Volk zu hetzen, es ist gottlos, diesen Frevel an dem Vaterland zu verüben; aber ich halte es für ebenso schimpflich, über ein so weitverbreitetes Übel gänzlich zu schweigen. Daher deutet mein Finger auf die vier Quellen des großen Unheils" (Die verkehrte Erziehung der Jugend, die Torheit der Männer, die Hoffart der Frauen, die Zuchtlosigkeit der Heere). Wie zornflammend führt er, ein strenger Sittenprediger, seinem entarteten Volke die Schmach des entnervenden Einflusses der Fremdländerei in

[1] Carm. III 1—6.

den Reden und Sitten vor [1]; wie oft empfiehlt er in seinen Oden dem deutschen Volke die Rückkehr zur alten Sitteneinfalt und Gottesfurcht [2]: er schilt unablässig seine Landsleute wegen ihrer prassenden Gastmahle („De Germanorum conviviis“ [3]), wegen ihrer närrischen Modesucht und Nachahmung fremder Länder (das ganze dritte Buch der „Silvae“ mit der Überschrift: „De moribus veteris ac novae Germaniae“). Die Tugend hingegen und diejenigen, welche sie üben, preist er hoch, so z. B. jene todesmutigen Jungfrauen von Landsberg und Landshut, welche den sichern Tod der Schande, die ihnen von entmenschten Soldaten drohte, vorzogen [4], so jenes kluge Bauernmädchen, das zum Schutze seiner Keuschheit vor den plündernden Schweden in einem Sarge des Beinhauses sich barg [5]; hoch erhebt er die Tapferkeit und Ausdauer der Bürger der Stadt Brünn, welche dem großen Heere Torstensons trotz ihrer geringen Anzahl mutvoll und erfolgreich widerstanden [6].

Balde ist idealer Christ, ein guter Sohn seiner Kirche, ein frommer Ordensmann. Daraus erklärt sich seine mannhafte Gottesliebe, seine Liebe zur Kirche und ihren Heiligen, seine kindlich fromme Verehrung der allerseligsten Gottesmutter. Die Gottesfurcht ist ihm die erste und wichtigste der Menschentugenden [7].

> Virtus in illo nulla, cuius
> Prima, Deum timuisse, non est.

---

[1] Ganz besonders verspottet er die zahlreichen Ärzte seiner Zeit, die durch ihre ausländischen Studien oder durch Reisen ins Ausland ihren Ruf als Arzt zu erhöhen suchen, dabei aber verachtungswürdige Charlatane ihres Standes sind (11. medizinische Satire [Op. o. IV 404 ff]).

[2] Am eindringlichsten durch Silv. III 2—4.

[3] Ebd. VIII 2. Von der überhandnehmenden Genußsucht, namentlich von der Eß- und Trinksucht, leitet unser Dichter in schön poetischer Weise den Ursprung der Krankheiten her (3. medizinische Satire [Op. o. IV 379 ff]). Wie mußten dem nüchternen, einfachen Manne Festlichkeiten mit endlosem Essen und Trinken zuwider sein, wie beispielshalber jenes zu Nürnberg im Jahre 1650 zu Ehren des westfälischen Friedens gefeierte Fest, das Balde in der „Urania victrix“ (Op. o. V 167 ff) beschreibt!

[4] Lyr. II 17. [5] Ebd. III 26. [6] Silv. IX 19.

[7] Lyr. IV 16, 3 f.

Seine Liebe zu Gott weht warm durch eine große Zahl der Oden, am wärmsten aber durch den schwungvollen Sang: „Paraphrasis lyrica in Philomelam D. Bonaventurae“, in dem die ganze Glut seiner gottminnenden Seele ausgegossen ist. Seiner Lobpreisung Gottes sind auch die zwei ersten Teile des zweiten Buches der „Silvae“ gewidmet: Der erste („Eclogae“) verherrlicht nach Art der Virgilschen Schäfergedichte die Taten und Leiden des Herrn, der hier Daphnis genannt wird; der zweite („Apiarium“) ist ein beredtes Zeugnis seiner glühenden Andacht zum heiligsten Altarssakrament. Diese Gesänge sind die schönsten Ergießungen eines zarten religiösen Herzens, wie schon Barläus unserem Dichter mit lobender Anerkennung schrieb: „Das Heilige besingst du lieblicher und glücklicher.“ Anderswo preist er die Vorsehung, Allmacht und Güte Gottes, besonders in der in hohem Schwung gehaltenen Ode „Gottes Vorsehung“ [1], oder den Wert und die Größe der göttlichen Gnade, die unter dem Bilde eines dahinstürmenden, mutigen Rosses erscheint [2]; oder er malt uns die Schrecken des jüngsten Gerichts [3] oder die Wonne des Himmels [4] oder warnt mit Prophetenernst die Gottesleugner [5]. So singt er in tausend Weisen seinem Gott und Heiland erhabene Preis- und Jubellieder.

Zu noch zarterem, mannigfacherem und tiefer empfundenem Ausdruck gelangt in Baldes Lyrik die Liebe zur Gottesmutter. Die besten seiner Lieder hat er der himmlischen Magd wie duftende Blüten zu unverwelklichem Kranze gewunden. Unter den 211 Oden seiner „Carmina lyrica“ (5 Bücher) zählen wir nicht weniger als 43 Mariengedichte, also den fünften Teil der Gesamtzahl, dazu kommen noch die zahlreichen Lieder auf Maria in den „Silvae lyricae“, z. B. der dritte Teil des zweiten Buches derselben mit der Überschrift „Parthenia“ (Marienlieder) und in seinen übrigen Werken. Balde selbt hat sie, freilich nicht alle, gesammelt in einem

---

[1] Lyr. IV 1. [2] Ebd. IV 24.
[3] Silv. VII 8. [4] Ebd. VIII 22.
[5] Lyr. IV 45; vgl. Medic. gl. 12, 63 ff (Op. o. IV 409 f).

besondern, den Mitgliedern der Marianischen Kongregation gewidmeten Werkchen mit dem Titel „De laudibus B. Mariae V. odae partheniae“ [1]. Sie gehören ohne Zweifel zu den wärmsten, reichhaltigsten und erhabensten Schöpfungen der Baldeschen Muse. Von ihnen sagt Herder (Terpsichore), daß „alle Gesänge der Liebe bei ihm in ein andächtiges, zärtliches Lob der heiligen Jungfrau zusammengehen, auf welche er allen Schmuck der Dichtkunst legt“. Herder kann nicht umhin, in seiner Terpsichore aus Balde einen kleinen Marientempel zu errichten, und hofft, daß dies niemand befremden wird: „Ihr, Maria, weihte er seine zartesten Empfindungen und besang sie in jeder Gestalt, so daß man ihm eine schöne Blume seines Dichterkranzes nehmen würde, wenn man ihm diese und mehrere unübersetzte Gesänge raubte.“ Ein ferneres zartes Denkmal seiner großen Marienliebe ist auch der deutsche „Ehrenpreis“ [2], den später P. Simon Mair mit seiner lateinischen „Olympia sacra in stadio Mariano“ umsponnen hat; derselbe war als Volksgesang beliebt und berühmt. Baldes Gemüt war so sehr von der Andacht zu Maria durchglüht, daß er auch in den meisten andern Dichtungen ernsten Inhaltes Verse zum Lobe der Gottesmutter eingeflochten hat. Sagt doch der Dichter selbst von sich [3]:

Est et hoc nomen, Wilibaldi, tanti:
Me suum Virgo iubet esse vatem;
Virgo cantanti Galilea molles
Applicat aures.

Und der Dichter läßt ebendaselbst Maria zu sich sagen:

Noster es, nostris agitande flammis.

Ferner fleht er [4]:

O ergo facilis veni
Necte, Diva, tuis substrahe laudibus,
Quas si dura mihi neges,
Non opto lyricis vatibus inseri.

---

[1] Von neuem gesammelt und übersetzt von Zierler, Jakob Balde als Mariensänger (München 1897); darunter auch die Gedichte aus andern Werken, die Balde selbst seinem obigen Werke nicht einverleibt hat.

[2] Op. o. VII 332 ff. [3] Lyr. I 42. [4] Ebd. I 43.

So oft er in den Ferien nach der Jesuitenvilla Ebersberg ging, dichtete er ein Lied zu Ehren der Gottesmutter, wie er selbst von sich rühmt[1]:

> . . . Kaum führ' ich das Ruder je,
> Das treugelenke, ohne ein holdes Lied,
> Darin ich grüße jenes Segel,
> Welchem der Name ward: „Schiff des Kaufmanns".

Ihrem Schutze hat er sich ja ganz besonders anvertraut; wenn nur die Jungfrau von seiner Geburt an ihm gnädig ist, dann fühlt er sich zufrieden, dann kümmert er sich nicht um die von ihm verspottete Kunst der Astrologen[2]. Von ihrem mächtigen Schutze erwartet er ein glückseliges Ende seines Lebens[3].

Alles, was ein frommes, christliches Gemüt fesseln kann, findet sich in diesen Gedichten beisammen: balladenartige Erzählungen heiliger Begebenheiten, Niederschläge der Kirchentradition und lebendigen Volksglaubens, sinnige philosophische Gedanken neben andächtiger Erhebung, großer Blick auf den Erlösungsplan und poetische Verklärung des häuslichen Glücks frommgläubiger Familien, wo die heilige Jungfrau verehrt wird, häusliche Not, namentlich Krankheit, um deren Beseitigung Maria angerufen wird.

Aus dieser Reichhaltigkeit der lyrisch-religiösen Dichtung Baldes darf man aber nicht schließen, er habe das katholische Kirchenlied gepflegt und gefördert. Keines seiner Gedichte auf Gott, den Heiland, Maria oder sonst einen Heiligen eignet sich für den Gebrauch beim Gottesdienst[4]. Balde ist eben kein Volksdichter, sondern ein gelehrter Dichter; nirgends, außer etwa hie und da in seinem deutsch geschriebenen „Ehrenpreis", hat er den Volkston getroffen.

---

[1] Lyr. III 11.
[2] Ebd. II 42, 34 ff.
[3] Ebd. IV 49; Ehrenpreis Nr 33—36 (Op. o. VIII 376 ff).
[4] Trotzdem sind einige umgearbeitete Strophen des „Ehrenpreis" in das Straßburger Diözesangesang- und -gebetbuch „Psallite" S. 143 übergegangen.

3. Balde als Dichter und Humanist.

Balde hat als Gelehrter das Wesen der Dichtkunst klar erfaßt, als Künstler die reichen Mittel der plastischen Darstellung gehandhabt, als virtuoser Stilist eine bewundernswerte Beherrschung der Sprache erreicht, als phantasiereicher Schilderer überall zum Mitfühlen und Mitgenießen eingeladen.

Was er über das Wesen der Poesie denkt, das hat er mit gediegener Gründlichkeit und überzeugender Anschaulichkeit niedergelegt in seiner Abhandlung „De studio poetico“ [1], die sich Horazens Brief „De arte poetica“ würdig und ebenbürtig an die Seite stellt. Die Grundideen derselben sind folgende [2]:

Niemand hoffe durch bloße grammatische und sprachliche Studien ein wahrer Dichter zu werden. Viele Grammatiker gleichen dem alles verheerenden Sturm, und wie wegen zu vieler Ärzte schon Kaiser gestorben sind, so wird die Jugend oft durch viele Grammatiker zu Grunde gerichtet. Ein Dichter, nicht ein Versifikator sei, der sich in seine Regeln hineinklemmt und mit Namen und Silben hantiert, als ob diese die Sache selbst wären!

Zu einem wahren Poeten ist eine gründliche philosophische und historische Bildung unerläßlich, und ein junger Mann sollte die dichterische Feder nicht ergreifen, er habe denn vorher tüchtig studiert, wohl verarbeitetes Material gesammelt, wenn er nicht stets wieder auf alte, längst abgedroschene Dinge verfallen soll. Junge Leute sollten mit allem Fleiß ausstudiert haben, ehe sie zu dichten beginnen; denn wenn sie des Stoffes und des Stils nicht mächtig sind und von dem äußeren Reichtum des Universums nicht den erforderlichen Zuschuß zur Verkörperung ihrer Gedanken haben, so werden sie bald wieder aus dem poetischen Sattel geschnellt.

---

[1] Op. o. III 318 ff.

[2] Nach Alb. Knapp, Christoterpe, Jahrg. 1848, 333 f. Andere Auszüge von Herder (sämtliche Werke III 216 ff) und von J. Böhm (Xenium vom 10. Balde-Symposium 22 ff).

Und doch kann die Dichtkunst nicht handwerksmäßig erlernt werden. Bloße Fertigkeit formeller Technik und Gelehrsamkeit machen den Menschen noch lange nicht zum Dichter. Systeme kann man erfassen, aber aus dem Erfassen systematischer Gedanken geht noch kein Dichter hervor. Einem Kommentator liegt die heilige Dämmerung echter Poesie wohl auch im Morgenglanze vor Augen. Er mißt den Gedankenentwurf und zählt dir die Schönheiten an den Fingern her, wie wenn er sie selbst erfunden hätte. — Aber laß ihn einmal selbst etwas erfinden und dichten, so ist seine Kunst sogleich am Ende. (Das sollten sich unsere stolzen Literarhistoriker auch ein wenig zu Gemüte führen!) Er preist wohl den Lorbeer, erwirbt aber keinen. Auch durch bloße Nachahmung, durch bloßes Sicheinleben in einen vorzüglichen Dichter wird man noch kein Poet. Das wahre Talent verläßt ohne Selbstüberhebung die ausgetretenen Geleise. Die Philosophie sucht Wahrheit, nicht Neuheit. Die Poesie aber verlangt neue Freude, neue Gebilde und daher Selbsterfindung. Wer nichts Tüchtiges, Neues erfinden kann, ist kein wahrer Dichter, dessen Gabe in dem Originell-Neuen besteht, das mit Liebe, Heiterkeit, Witz, Scharfsinn und Humor den Hörenden überrascht und dann auch in seinen Grundakkorden als etwas wahrhaft Lebendiges und Erquickendes klingt. — Wir sollen hierbei von den Alten lernen, ja sogar sie bis auf einen gewissen Grad in der Formation nachahmen, aber wir sollen an solchen Mustern studieren, um selbst Muster zu werden. Der alte Wein soll in unserem Kelche mit neuer Anmut und Würze duften.

Bei der Poesie aber kommt es viel auf die Naturanlage und vor allem auf das Temperament an (Humor). — Das Phlegma taugt am allerwenigsten für die Dichtkunst. Das beste Temperament zum Dichten ist aus dem Roten und Gelben, d. h. aus dem Sanguinischen und Cholerischen gemischt, welche beide dann ein gewisses harmlos-melancholisches Element bilden, damit das gehörige Dunkelklar, die geheimnisvoll magische Mischung von Licht und Schatten, von Heiter-

keit und Ernst, von Freude und Wehmut entstehe. Ein wahres Gedicht muß aus dem angenehmen Dunkel tiefer Empfindung anmutvoll emporsteigen — und das läßt sich nicht machen, sondern will empfangen, aber daneben mit ruhiger Gedankenkraft überlegt sein. Es muß ein geheimer Widerstreit in der Seele vorgehen: frohe und trübe Laune; sauer und süß; schweigsam und beredt; hitzig und sanft; rauh und freundlich; abstoßend und anziehend; düster und liebevoll lächelnd, — so daß aus der Bitterkeit das Süße, aus dem Haß die Liebe, aus dem Krieg der Friede, aus der Finsternis das Licht hervorgeht. — Auf dasselbe Prinzip muß der Musiker seine Harmonien, der Maler seine Schöpfungen gründen. So wird die Poesie ein würziges Salz der Erde. Die wahre Schönheit entsteht aus Versöhnung und Vereinigung geheimnisvoller Gegensätze, aus der Harmonisierung der Extreme in einem lebendigen, friedsamen Mittelpunkt, worin das Männliche und Weibliche, das Hohe und Niedrige, das Selbständige und das Gebundene, das Ausströmende und das Empfangende in den verschiedensten Begegnungen und Verhältnissen zu einer lichten, organischen Einheit zusammenfließen —, und die Triebkraft zu all dieser Vereinbarung ist nichts anderes als die Liebe, gepaart mit der allen Schöpfungen, Gesetzen und Offenbarungen Gottes unabänderlich innewohnenden Wahrheit. — Aus diesem harmonischen Zusammenfluß der Wahrheit mit der Liebe wird die echte Schönheit und aus dieser jede probehaltige Kunst, jede lebendige, belebende Poesie geboren. Wo aber der Liebestrieb mit dem Unwahren, mit der Lüge sich eint, da entstehen tausendfältige Mißgeburten.

So denkt Balde über die wichtigsten Erfordernisse des Dichters; sie sind nicht gewöhnlicher Natur und zeigen, daß er an seine eigene Tätigkeit hohe Anforderungen gestellt hat. Daher hat er an seinen lyrischen Schöpfungen unverdrossen gefeilt und gebessert. Sein Biograph in dem ersten Bande der Münchener Gesamtausgabe bemerkt hierüber: „Alle Arbeiten unterzog er mehr als zehnmal der nachhelfenden

Feile; und alles arbeitete er so sorgfältig aus, daß der Leser zuletzt die aufgewandte Mühe und Kunst nicht merkte. Nicht ohne Rührung kann man die in München aufbewahrten (heute leider meist verschleuderten) Handschriften seiner Gedichte lesen; sie haben fast mehr Verbesserungen als Zeilen." Dies wird teilweise noch bestätigt durch eine Vergleichung der Varianten der verschiedenen Ausgaben.

Doch Fleiß und Sorgfalt allein sind beim Dichter nicht ausreichend. Der eigenen Schaffensfreudigkeit muß eine gute Veranlagung vorausgehen und den nötigen Arbeitsboden gewähren; dies ist bei Balde in außerordentlichem Maße der Fall. Er ist ein geborner Dichter; das Dichten ist ihm ein süßer Herzensdrang, dem er nicht widerstehen kann, die Stimme des aus seinem Innern sprechenden Gottes. Über seine dichterische Begabung und relative Vollendung ist schon viel geschrieben und gestritten worden[1]. Von fast allen wird ihm zugestanden Tiefe und Reichtum der Gedanken, Schwung, Kühnheit und Reinheit der Phantasie, Originalität der Gestaltungskraft, Wärme der Empfindung, geistreiche und wechselvolle Erfindung von Motiven und Situationen, köstlicher, nie versagender Humor, Lebendigkeit und Innigkeit des Naturgefühls, Frische, Kraft und Wohlklang der Sprache, Großartigkeit und Knappheit der Gegensätze, Reichtum an Wortspielen, Geschicklichkeit seiner Rhetorik, unerschöpflicher Reichtum an eigenartigen, oft neuen Wörtern, Wendungen, Bildern und Vergleichen, reizvoller Wechsel der Szenerie, überaus gelungene Behandlung der schwierigsten Kunstformen, glückliche Meisterschaft in der passenden Verwendung der vielfachen poetischen Kunstmittel und Kunstgriffe. Am schönsten treten all diese Eigenschaften zu Tage in seinen zahlreichen lyrischen Produktionen, die man immer und immer lesen muß, um sie voll zu erfassen und zu genießen. Geradezu staunenswert ist sein Formtalent. Leicht und ungezwungen fließen

[1] Vgl. Herder, A. W. v. Schlegel, Orelli, Neubig, J. D. Fuß, Knapp, Westermayer und andere Literarhistoriker.

ihm die Verse aus der Feder, mag er nun aus eigenem inneren Drange dichten, oder mag er auf Bestellung und Bitten die Gefühle anderer zum Ausdruck bringen. Er dichtet eben nicht immer im furor poeticus. Aber er hat die bewunderungswerte Fähigkeit, sich für den von außen ihm zugetragenen Stoff, wenn er ihn einer poetischen Darstellung für würdig hält, rasch und mit Erfolg derartig zu begeistern, daß er ihn ebenso glücklich behandelt, als sei er seinem eigenen Antriebe entsprungen[1]. So gelang es ihm, oft in kürzester Zeit glänzende Werke zu schaffen.

Balde ist ein scharf blickender Psychologe. Rasch erspäht er die guten und schlimmen Eigenschaften seiner Mitmenschen. Noch ausgeprägter ist bei ihm das Gefühl für die Schönheiten der Natur. Es ist ihm die ganze sichtbare Welt eine große Heilige Schrift mit unzähligen Bildern, Parabeln, Gleichnissen, Lehrstücken. Die Sterne am Firmament, die fliehenden Wolken am Himmel, der dunkle Bergwald und die hohe Eiche, die Nachtigall im Schatten des Waldes und die Biene, die im Kelche der Blume den duftenden Staub nascht, sind ihm lebendige, wandelnde Schriftzeichen des Schöpfers und rufen in seiner sinnenden Seele tiefe Gottesgedanken wach. Wie lieblich sind seine Gedichtlein auf den zahmen Zeisig, der ihm die Mandeln stiehlt und sich mit den Flügeln wehrt; der seinem Herrn während der Arbeit in die Finger pickt; der ihm die verlorne Handschrift seiner Gedichte wiederfinden hilft. Für all dies verspricht ihm der dankbare Dichter ein Grab unter Veilchen, Rosen und Vergißmeinnicht[2].

Lauschend ruht er am Herzen der Natur und deutet mit liebendem Verständnis ihre Zeichen und Laute. In welch schillernden Farben zeichnet er den Himmel Italiens![3] Welch niedliches, an Hallers Alpen erinnerndes Bild entwirft er von dem gesegneten Lande der Schweiz in einer Trostode[4] an einen

[1] Vgl. hierüber die Vorreden zu mehreren Werken.
[2] Lyr. III 27 43. [3] Batrachom. III 372 ff (Op. o. III 37).
[4] Lyr. III 20.

nach der Schweiz verschlagenen Elsässer! Im Garten des Pylades[1] müssen die harmlos aufquellenden Schlüsselblumen, die sprossenden Veilchen und die kristallklaren Wellen Bilder liefern zum Preis der Freundschaft; in den hangenden Gärten der Münchner Residenz[2] hauchen die Blütenkelche rosigen Duft. In einer Ode[3] wird das Erwachen des Lenzes geschildert: „Die Vöglein sind erwacht aus dem Winterschlummer. ‚Huscht herbei, ihr Sänger', ruft der Frühling, ‚erzählet eure Träume!' Die Vöglein werden lebendig und plaudern lustig, was sie geträumt in langer Wintersnacht, und ihr munteres Gezwitscher klingt zu den Wolken empor." Dasselbe Motiv ist in Horazischer Weise durchgeführt in einer Ode auf die Gottesmutter[4]. An Webers „Dreizehnlinden" erinnert die 13. Ode der Silv. I, wo der Dichter mit dem Tannenbaum in vertraulichem Kinderton plaudert, als wäre es ein alter Fahrtgeselle. Dieses erste Buch seiner lyrischen Wälder enthält wohl alles, was zum Lobe und Tadel des Jagdlebens gesagt werden kann.

So spiegeln seine Gedichte ein großartiges Naturleben wieder. Eine hohe Leistung der beschreibenden Poesie ist die 12. medizinische Satire[5], welche naturgetreu und plastisch greifbar ein menschliches Skelett aus der Sammlung des Professor Vesal zeichnet, bemerkenswert auch die Beschreibung des Auges und Ohres bis in die anatomischen Einzelheiten hinein[6], anschaulich die Schilderung verschiedener Schloßgärten[7]. Ein klassisches Muster der poetischen Schilderung einer reizvollen Landschaft bietet das Gedicht „Lieblichkeit des Landsitzes Ebersberg"[8]. Mit umfassendem Kunstverständnis besingt er die berühmten Denkmäler der Malerei und schwelgt in den Ideen, die durch das Kunstwerk zum sinnlichen Aus-

[1] Lyr. I 14. [2] Ebd. II 20. [3] Silv. VII 1, 53 ff.
[4] Lyr. IV 4. [5] Medic. glor. 12, 24 ff.
[6] Urania victrix, Op. o. V 19 ff.
[7] Z. B. Lyr. II 20 26; Op. o. III 236 f; V 326 f.
[8] Silv. VIII 21; damit vgl. ebenda die dritte Ode „Das Stadt- und Landleben".

druck gebracht werden[1]. Auch plastische und monumentale Werke hat er mit lebendiger Wahrheit und packender Sprachgewalt poetisch erklärt, so z. B. die Mariensäule in München, die Madonnenstatue in der kurfürstlichen Residenz und den Marmorknaben in Herzog Alberts hängenden Gärten. Ebenso ist er auf andern Gebieten der menschlichen Kunst und Technik mehr als Dilettant. Er ist eben Humanist im besten Sinne des Wortes, der sich die gesamte Renaissancebildung der vorausgegangenen Jahrhunderte angeeignet hat, um das vielverzweigte Wissen der griechisch-römischen Kulturwelt in den Dienst des modern-christlichen Lebens zu ziehen.

> Trümmer der alten
> Und heidnischen Vorzeit
> Schaffet sich Rom
> Um zu gesegnetem, heiligen Dienste.
> Aus den Ruinen erblühen die Künste
> Neu in St Peters erhabenem Dom,

ruft der Dichter an einer Stelle aus[2]. In seinen Gedichten tritt er uns entgegen namentlich als gelehrter Historiker, feingebildeter Philologe, scharfsinniger Altertumskenner, als ein an den Wunderwerken des gestirnten Himmels sich freuender Astronom, als gewandter Jurist. Daß er auch ausgedehnte theologische und philosophische Kenntnisse besaß, möchte bei dem ernsten Jesuiten, der mehrere Jahre hindurch das Amt eines Hof- und Stadtpredigers mit glänzendem Erfolge verwaltete, selbstverständlich sein. Dieser staunenerregende Universalismus seiner Bildung erklärt die inhaltliche Vielseitigkeit, Mannigfaltigkeit und Anziehungskraft seiner Poesie.

---

[1] Vgl. folgende Beschreibungen: Epod. 15 (Rubens, Apokalyptisches Weib); De eclipsi sol., Op. o. IV 193 ff (Rubens, Jüngstes Gericht); Maximilianus, Op. o. VIII 382 ff (Rubens, Löwenjagd); Lyr. IV 13 (Schwarz, Madonna mit dem Jesusknaben); Silv. VIII 10, 67 ff (Schwarz, Engelsturz); Lyr. IV 28 (Dürer, Cäsar, Pompejus und Cato); Silv. VII 2 (Sandrart, Himmelskönigin); Epod. 13 (Hans v. Achen, Stabat Mater). Vgl. oben S. 39 f.

[2] Silv. II Parthen. 6, 17 (Übersetzung von Zierler).

Aber „ein jeder Kopf hat seine Mängel", sagt unser Dichter [1]. Balde ist ein Kind seiner Zeit und mit ihren Fehlern behaftet, die freilich hie und da bei ihm übertrieben worden sind [2]. Die deutsche Dichtung wird im 17. Jahrhundert ein Tummelplatz fremder Moden, wie die Kleiderpracht und die Architektur. Die Kleinstaaterei, der Deutschland seit dem 15. Jahrhundert verfallen war, ertötete allmählich das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Nation. Die Bündnisse einzelner Bundesfürsten mit ausländischen Herrschern förderten den Sinn für fremdes Wesen unter den Deutschen. Dadurch ging nach und nach der Sinn für heimische Sitte, Sprache und Kunst verloren. Geist und Gemüt wurden nicht mehr im Vaterlande, sondern im Auslande gebildet. Es gehörte zum guten Ton, einige Jahre in der Fremde gewesen zu sein und mit Verachtung des Heimischen sich als Fremder zu gebaren. Ein Jargon, der nach dem Ungewöhnlichen, Gewählten, Geistreichen der spanischen Manier strebte, der sich in gehäuften Metaphern, Wortspielen, Anspielungen, spitzfindigen Gegensätzen, wie sie in französischen Gesellschaftszirkeln beliebt waren, bewegte und deshalb exzentrisch, geschraubt, dunkel und geschmacklos wurde, bildete sich aus der biedern deutschen Sprache in den Kreisen der vornehmen Welt heraus. Auch der lateinische Stil der Gelehrten des 16. Jahrhunderts fängt an, das Ungewöhnliche zu suchen. Nicht mehr die Autoren der augustäischen Zeit allein, sondern auch die der vorklassischen und nachklassischen Periode werden zum Muster genommen. Statt der Übersicht und Klarheit erscheint vornehme, poetisierende Dunkelheit, eitles Prunken mit Gelehrsamkeit, affektierte Kürze, der ganze Schwulst der afrikanischen

---

[1] Medic. glor. 21, 8 (Op. o. IV 433).

[2] Z. B. von A. W. v. Schlegel, Sämtliche Werke, herausgegeben von Ed. Böcking X, Leipzig 1896, 376 ff. Gegen ihn bemerkt Alb. Knapp, Christoterpe 291: „Baldes Gedichte, welche jetzt nach zwei Jahrhunderten noch in vieler Hinsicht zu dem Trefflichsten gehören, was die frühere Zeit Deutschlands hervorgebracht hat, werden noch lange schön bleiben, wenn Schlegels Poesien und wohl auch manche seiner hochtönenden Urteile längst verschollen sind."

Lateiner. Obschon Balde und mit ihm Männer wie Grimmelshausen und Moscherosch ob dieser affenhaften Ziererei und all des fremden Tandes höhnten, so waren sie selbst von der Strömung mitgerissen und vermochten nicht, sich ganz frei zu machen und zu verständiger Einfachheit, gefühlvoller Phantasie, volkstümlicher Unmittelbarkeit zurückzukehren. Die bei Balde beliebte Häufung der Bilder, der Vergleiche und Gleichnisse, der ganze Aufputz mit historischen Beispielen erwecken den Eindruck einer mit Schnörkeln und Gold überladenen, mit verlebten Gemälden und bunten Säulen prangenden Rokokokirche und verleiden nicht selten den Genuß des Kunstgebildes. Durch seinen Lehrmeister Jakob Keller war Balde auf die Schriftsteller der silbernen Latinität, Lucanus, Statius, Claudianus, hingewiesen worden, Vorbilder, die sich mehr durch ihr gehobenes Pathos als durch die lapidare Kürze und durchsichtige Einfachheit der Sprache auszeichneten. Auch durch seine lehramtliche Tätigkeit in München und Ingolstadt trug Balde wenig zur Veredlung des Zeitgeschmackes bei, da er das Wesen der Poetik und Rhetorik in der Reichhaltigkeit eines gelehrten, mythologischen, philosophischen und historischen Fonds sah. Die ausschließlich an den Alten sich bildenden Schriftsteller jener Zeit haben nicht bloß den fremden, antiken Wortschatz, sondern auch den ganzen griechisch-römischen Götterhimmel ausgeplündert. In der Ode „Der Gehorsam“ [1] tauchen nicht weniger als 25 mythologische Götter- und Heldennamen auf; ohne eine genaue Kenntnis der antik-griechisch-römischen Sagenkreise sind derartige Gedichte kaum verständlich. Für all diese Fehler der damaligen Poesie war Balde um so leichter empfänglich, als ihm eine oft zu lebhafte Phantasie und übersprudelnde Gedankenfülle zur Verfügung stand; durch diese ließ er sich immer wieder zu neuen Vorstellungen, neuen Bildern und neuen Ideen verleiten, so daß seine lyrischen Schöpfungen einen auffallenden Versreichtum aufweisen. Während des Horaz größte Ode nur 80, die größte

[1] Lyr. I 2.

Epode[1] 102 Verse, die meisten übrigen Oden nur 12 bis 40 Verse enthalten, finden sich bei Balde lyrische Gedichte in einem Umfange von 200 bis 300 Zeilen. Was Wackernell[2] über Beda Weber urteilt, das gilt mit viel größerem Recht von Balde: Mancher Dichter würde allen neun Musen auf den Knien danken, wenn ihm so reichlich poetische Gedanken aufdämmerten, als bei Balde unglücklicherweise zu viel sind. Manche der großen Gedichte lassen sich wie ein allzu üppiger Weinstock leicht und ohne Beeinträchtigung des Gedankens beschneiden; Herder hat in vielen der von ihm übersetzten Oden die wilden Wasserschößlinge weggeschnitten[3]. Doch muß man gestehen, daß nicht alle Gedichte Baldes von diesem Schwulst umsponnen sind; eine große Zahl derselben ist in natürlicher Einfachheit und erfreulicher Kürze nach Horazischer Art gehalten. Die Überladung stört übrigens nicht die logische Gedankenentwicklung, wiewohl durch das Übermaß die Übersicht und Klarheit sowie die Geschlossenheit des Ganzen naturgemäß beeinträchtigt wird. Auf planmäßige Gliederung legte Balde hohen Wert und gibt zuweilen selbst den Gedankengang der Oden ausdrücklich an[4].

Einzelne seiner Werke sind indes offenbar nicht genügend durchgearbeitet und lassen trotz seiner vorhin gelobten Sorgfalt die letzte Feile vermissen, wie z. B. die „Urania victrix", „Eclipsis solis" und andere. Zuweilen arbeitet eben der Dichter auf Bestellung, zuweilen ist er mit verschiedenen Stoffen zur selben Zeit beschäftigt und kann deshalb dem einzelnen nicht die nötige Aufmerksamkeit zuwenden. Dieser Fehler wurde schon von den Zeitgenossen erkannt und ge-

[1] Hor. Carm. III 4; Epod. 5.

[2] Beda Weber und die tirolische Literatur, Innsbruck 1903, 198.

[3] Bei dem angeführten Gedichte z. B. kann man ohne Schaden und ohne irgend eine weitere Änderung die Verse 13—32 und 37—48 tilgen, ähnlich bei dem Gedichte Lyr. I 8 (Deutschland geht durch seine eigene Leidenschaft zu Grunde) die Verse 10—37, die den zum Vergleich herangezogenen Untergang Trojas in kleinlich-gelehrter Detailmalerei schildern.

[4] Vgl. z. B. die Disposition von Epod. 1 in der Eclipsis solis, Op. o. IV 193 198 205.

rügt; deshalb wollten zur Veröffentlichung seiner „Eclipsis solis" die Ordensobern die Druckerlaubnis nicht geben.

Verhängnisvoller für das Verständnis von Baldes Poesien ist die Einführung von Personen, deren Personalien die Geschichte leider nicht gebucht hat, da sie über die breite Masse nicht hervorragten und deshalb das Interesse des Historikers nie erregt haben. Nicht selten treten sie nicht einmal mit ihren wirklichen Namen auf, sondern nach dem Geschmacke jener Zeit[1] unter einem Pseudonym, das sich oft als Anagramm des wahren Namens entpuppt. Oft ist es aber unmöglich herauszuklügeln, wer hinter dem fingierten Namen steckt, und das Interesse für die betreffende Dichtung ist geschwächt. Da dieser Übelstand schon zu Baldes Zeit lebhaft empfunden wurde[2], baten ihn die Freunde um einen „Schlüssel" zu seinen Gedichten[3]. Anfänglich weigerte sich unser Dichter, auf solche Bitten einzugehen:

Auf den Tafeln erblickest du oft verdeckete Speisen;
Die süßesten entziehet man
Naschenden Fliegen zuerst.

. . . .

Und du zürnest, o Freund, daß meine kleinen Gedichte
Wenn etwa Nektar sie durchhaucht,
Ich vor Fliegen verwahrt?

. . . .

Also laß auch, o Freund, vor meiner Türe den Riegel!
Zu seiner Zeit wird aufgetan;
Aber erwarte die Zeit!

---

[1] Beispiele: Balde nennt sich selbst Didacus Valaradus; Christoffel von Grimmelshausen bildete neun durch Anagramme aus seinem wirklichen Namen entstandene Benennungen, z. B. „German Schleifheim von Sulsfort (siehe Bobertags Ausgabe S. xxiv); ähnlich der Elsässer Fischart (siehe Vilmar, Literaturgeschichte 270). Der Jesuit und Baldes Freund J. Bissel schrieb ein Werk „Icaria" (Schilderung seiner Flucht vor den Schweden im Jahre 1632) mit vielen pseudonymen Ortsbezeichnungen; hierzu wollte sogar Andr. Gryphius einen Kommentar schreiben.

[2] Vgl. z. B. die Bemerkung des „Typographus ad lectorem" am Schlusse des ersten Bandes der Kölner Gesamtausgabe (nicht in allen Exemplaren); Silv. V Einleitung; VIII 4.

[3] Silv. VIII 4 11 15.

Mancher listige Fuchs erwittert dieses und jenes:
Er wittere denn, das Inn're
Bleibt dem Dichter allein[1].

Schließlich mußte er dem Drängen doch nachgeben und schrieb Notae zum sechsten Buche seiner „Silvae" und zu seiner „Urania victrix", die aber nicht veröffentlicht worden und jetzt spurlos verschwunden sind. Erhalten ist uns noch seine Erklärung von Silv. VII 16 (bzw. 15), die „Interpretatio Somnii"[2], und handschriftlich die „Clavis pro Ode reseranda, quae inscribitur: de vaticiniis poetarum" (Silv. IX 25), die von Anagrammen und andern dunkeln Namensentstellungen geradezu wimmelt[3].

Schwierigkeiten bei der ersten Lektüre der Gedichte Baldes bieten ferner selbst dem klassisch Gebildeten die Eigenarten in Diktion und Stil. Wie kaum ein zweiter hat er den Wortschatz und die Redegewandtheit der lateinischen Schriftsteller sich zu eigen gemacht. In Jugendwerken hat er den Stil seiner Lieblingsklassiker täuschend nachgeahmt[4]. Auch finden wir sonst nicht wenige Stellen, in denen er mit Absicht als Nachahmer des Horaz und Vergil auftritt[5], freilich fast

---

[1] Silv. VIII 15 (übersetzt von Herder).

[2] Siehe oben S. 35.

[3] Z. B. Ingrenata = Argentina, Nufftromurca = Francofurtum, Crumbisa = Brisacum, Mula = Ulma. Diesen Schlüssel siehe in der Beilage.

[4] Siehe oben S. 21 f.

[5] Es wäre leicht, dafür eine Menge von Belegen zu bringen; einige mögen, wie ich sie gerade aus der Masse herausgreife, genügen. Balde Lyr. I 1, 3 = Hor. Carm. I 1, 10 und I 22, 15; I 1, 15 = I 11, 2 f; I 1, 20 = II 14, 5; I 1, 21 = III 29, 45; I 1, 29 = I 1, 1; I 1, 35 = I 9, 14 f und II 5, 15; I 1, 40 42 = II 10, 9 ff; I 1, 48 = I 1, 11; I 2, 1 = III 45, 79; I 3, 13 ff = III 5, 41 ff; I 3, 25 ff = III 5, 49 f; I 43, 1 f = IV 3, 1 f; I 43, 35 f = I 1, 35 f; II 12, 1 = III 12, 1; III 15, 1 = III 4, 1; III 15, 6 ff = IV 5, 16 ff; III 29, 2 = I 16, 1; IV 4, 1 = IV 1, 1; IV 4, 2 = I 1, 1; IV 4, 6 = IV 12, 1; IV 4, 25 = II 1, 13. Viele andere Beispiele siehe in den Erläuterungen der Müllerschen Ausgabe von Baldes Oden. Die gelungenste Nachahmung bietet das Gedicht Lyr. I 12, „An den Bierkrieg", eine Parodie auf Horazens Gedicht (Carm. III 21), „An den Weinkrug". Noch schöner Medic. glor. 4, 28: Quidquid delirat gula, plectuntur stomachi = Horaz (Epist. I 2, 14): Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

ausschließlich in solchen Gedichten, die der Schulbank entstammen oder für die Schule bestimmt sind. Doch wenn er auch mit fremder Sprache und fremden Versmaßen gearbeitet hat, so hat er doch mit bewußter Wahrung seiner vollen Selbständigkeit seine Gedanken in eigener Form ausgedrückt, sich zum gleichberechtigten Mitbesitzer der geistigen Habe der Römer gemacht, kurz, sich einen teilweise neuen Stil geschaffen. Die Weiterbildung des sprachlichen Klassizismus ward ihm zur Notwendigkeit, da ganz neue Ideen, christlich moderne Stoffe, für die der Römer kein sprachliches Kostüm hinterlassen hatte, poetisch umkleidet werden mußten. Der Sprachschatz der archaischen sowie der silbernen und eisernen Latinität mußte Material zur neuen Dichtersprache liefern. Wir stoßen in seinen Werken auf Wörter aus Plautus, Ennius, Pacuvius [1] Statius, Lucanus und noch jüngeren Schriftstellern. So gebraucht er in einzelnen Dichtungen, wie in dem „Drama Georgicum“, in einzelnen Teilen der „Eclipsis solaris“ [2] nur Wörter aus der archaischen Periode, die er irrtümlich für die oskische hält; zur Sammlung dieser sprachlichen Trümmer zu einem Vokabularium muß er einen Riesenfleiß entfaltet haben. In seinem Geiste ist somit die lateinische Sprache wieder lebendig geworden. Er behandelt sie wie eine lebende Sprache, trägt kein Bedenken, nach sprachlichen Normen des Klassizismus neue Wortformen zu bilden [3], veraltete Ausdrücke wieder zu Ehren zu bringen oder neue Konstruktionen zu

---

[1] Z. B. caperatus, edentulus, ralla, remora, vibrix usw. Der nur bei Plautus (Cap. III 4, 84; Cas. V 4, 1) vorkommende Ritualausdruck „inter sacrum saxumque sto“ findet sich mit kleiner Änderung auch bei Balde, Medic. glor. 3, 77 (Op. o. IV 381).

[2] Op. o. IV 277 f mit der Erklärung S. 296 ff.

[3] Einige Beispiele ohne Angabe der Stellen mögen genügen: animalculum, Alemannis terra, amphibius, apella (von *a* privativum und pellis), aqualicus, armistitium, dactylotheca, exermis, excensio, importuosus, liliger (über dies Wort siehe Weitenauer, Horatii Ars poetica 37), mellilegus, milvius, pinguiusculus, periscelis (Hosenband), subterfusus, uxoratus, enovare, exesse, stultescere, morat und mosset (= moverat, movisset), rupsem (= rupsissem).

gebrauchen[1] oder wenigstens den Sinn gewisser Wörter gegenüber dem alten Brauche zu nüancieren[2]. Hie und da läßt er auch archaische Formen aus metrischem Bedürfnis zu[3].

So erinnert seine Diktion oft wenig an Horaz oder diejenigen, die den Venusinischen Sänger mit sklavischer Ängstlichkeit nachgeahmt haben, auch nicht ausschließlich an einen andern Dichter Roms, so daß sein Stil als speziell Baldesch bezeichnet werden muß.

Infolge dieser sprachlichen Eigentümlichkeiten erscheint Baldes Stil auf den ersten Blick oft dunkel; sein Verständnis setzt eine umfassende Kenntnis der lateinischen Sprachentwicklung voraus. Über den dunkeln Sinn mancher Stellen klagte schon zu Lebzeiten Baldes ein Franzose, dem der Graf d'Avaux Aufschluß erteilt[4], in neuerer Zeit der bayrische Schulmann Bomhard[5]. Seine Lektüre eignet sich daher nicht für unruhig von Blüte zu Blüte flatternde Schöngeister, sondern nur für solche, die mit gereiftem Ernste durch das rauhe Felsgestein dringen, um die wundersam duftende Alpenblume zu pflücken. Balde hat eben für starksinnige Männer geschrieben und wird nur von solchen verstanden werden, die ernste Arbeit nicht scheuen.

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.

---

[1] Z. B. bipes venter (Bauch des Menschen), venatrix (= venatorum) lingua, spumans presso lacte coagulum; tutus und niveus mit dem Genitiv; hisco mit dem Dativ (nach etwas streben); menstruatus codex (sonst nur menstruata mulier); possum scelus (possum mit dem Akkusativ nur in obscönem Sinne bei Martial); vesperam vivere; supplere alqm (= vices oder locum alcs supplere); viscosus branchus.

[2] Beispiele: frondifluus, ablaubend das Laub verlierend (Boeth. consol. 1 metr. 5, 14), bei Balde, Silv. I 13, 21 = von Laub fließend oder rauschend, nemus frondifluum; umbrarum ergastula = Friedhöfe; tabulatum (Stockwerk) = Schädel; uva pupillae = Pupille.

[3] Z. B. aurai (Gen.), domo (Dat.), homones (= homines), vescier (= vesci) usw.

[4] Westermayer, Jakobus Balde, sein Leben und seine Werke 268 f.

[5] Rubner, Bomhards und Stadelmanns Briefwechsel, Ansbach 1895, 51.

Wer übrigens einige Oden sprachlich genau studiert und gründlich durchdacht hat, dem wird sich bald das Verständnis der übrigen Baldeschen Poesie leicht erschließen.

In der Metrik lehnt sich Balde selbstverständlich an seine klassischen Vorbilder. Alle lyrischen Versmaße des Horaz sind bei ihm vertreten [1], einzelne sehr oft. So erscheint die sapphische bzw. alcäische Strophe in Baldes „Carmina lyrica" allein 49 bzw. 90 mal. Die stichischen und distichischen Gedichte lassen sich bei ihm nicht immer in Strophen von je vier Versen zerlegen, z. B. Lyr. I 21 27 30 usw. [2] Die bunte Mannigfaltigkeit der horazischen Metren und Rhythmen hat er aber noch vermehrt (aber nicht in seinen „Carmina lyrica") durch Einführung neuer Metren, die hier nicht besprochen werden können; häufig begegnen wir da Strophen, die aus drei Versen bestehen. Metrische Eigentümlichkeiten, wie die bei Horaz selten vorkommende Wortbrechung oder den versus hypermeter hat er sehr häufig zugelassen, sogar am Ende einer Strophe [3]. Auch das von den klassischen Schriftstellern vermiedene Zerreißen der Wörter in zwei Bestandteile, das sich bei Ennius [4] findet, hat Balde sich gestattet, nicht bloß bei Kompositen, wo es weniger auffällig ist [5], son-

[1] Eine kurze Zusammenstellung siehe in Müllers Ausgabe der Carmina, Adnotat. S. 135 ff und bei Weichselmann, Balde und Sarbiewski, Laibach 1864, 14.

[2] Das Gesetz, nach dem alle Oden des Horaz in vierzeilige Strophen zerfallen, ist erst im vorigen Jahrhundert entdeckt worden, war also Balde unbekannt. Ob es auch für die stichischen Gedichte des Horaz gültig ist, erscheint mir wegen der ersten Ode sehr zweifelhaft; denn diese zerlegt man mit Nauck am besten dem Inhalte nach doch in folgender Weise: V. 1—2, 3—34 (= 8 · 4 Verse), 35—36.

[3] Versus hypermetri: Lyr. II 1, 16; IV 3, 36; Ode dicta Agathyrsus Epilog 120. Hart ist Op. o. VI 358 . . . liceát bibér(e) Et totum. Auch in Hexametern findet sich der Hypermeter, z. B. Batrachomyom. III 44. Wortbrechungen am Ende der Strophe: Lyr. II 22, 28; sonst außerordentlich häufig: Lyr. II 24, 43; II 38, 3 47; III 7, 3 10; III 10, 11 23 usw.

[4] Bekanntes Beispiel Annal. 586 (ed. L. Müller): saxó cere — cómminuit — brum.

[5] Z. B. inque ficetus, inter-enim-veniunt, praeter sine plurima labi.

dern auch in Wurzelwörtern [1]. Auch prosodische Eigentümlichkeiten anderer Art finden sich zuweilen, so die Doppelmessung der ersten Silbe des Wortes „Diana“ und ähnliches [2].

Drittes Kapitel.

Baldes Werke.

Balde ist ein vielseitiger Mann, dessen hoher Genius so ungefähr die gesamte Wissenschaft seiner Zeit, freilich einige Zweige derselben nur nach Dilettantenart, beherrschte. Als Dichter hat er sich, abgesehen von der Epigrammatik und Erotik, so ziemlich auf allen Gebieten der Poesie versucht und meist Großes und Beachtenswertes geleistet. Die Epigrammatik, mehr oder weniger der Satire verwandt, wurde von ihm nicht eigens gepflegt, weil er längere Zeit dieser huldigte. Die meisten Motive der Erotik paßten nicht für einen Priester und Ordensmann; zudem war Balde seit seinem Liebesmißgeschick in Ingolstadt der Liebe und folglich ihrer Verherrlichung in der Poesie sehr abgeneigt. Von ihr will er daher nichts wissen [3]; doch gelangt die höhere Minne zu ihrem Recht in den vielen herrlichen Marienoden. Seine uns erhaltenen Dichtungen lassen sich im Anschluß an seine Lebensperioden in folgende Kategorien einteilen:

[1] Silv. VII 14, 132: Et helle-stultorum-boro; ebd. VIII 1, 38: excla-Balde-mavit; Lachen erregen soll die Silbenfolge: O Socra-Xant-tis-ippe; poda-pfuy Teuffel-gra (Op. o. VII 230).

[2] Silv. I 1, 3: Huc pulchre Dīana ferox comitesque Dĭanae. Hart artĭfĭcjum (Op. o. VIII 336); auffällig ist sūbĭēctus (Lyr. II 26, 56).

[3] Vgl. die Einleitung zur Batrachomyom. (Op. o. III 4): „Ich will lieber in die Fußstapfen des Homer treten, als an erotischen Albernheiten gewisser Poeten unserer Zeit mich laben.“ Vorrede zum „Agathyrsus“ (Op. o. VII 210): „. . . Inmassen jetzt, was teutsch gereimbt und ungereimbt, schier nur von Pyramo und Thisbe, von Lieb-Aeuglein, Hochzeiten und Auffwarten Cantu molli gesungen wird. Gleichsam wäre nichts Übriges zu einer ehrlichen Kurtzweil in der Teutschen Poeterey und stiesse Venusberg hart an Parnassum.“ Einleitung zur „Urania victrix“ (Op. o. V 10 f). Somnii Interpret. (ed. v. Freyberg) 212: „Wenn man von der Poesie die ernsthafte Ergötzung wegnimmt, so haßt Balde dieselbe.“ Ferner oben S. 18.

1. epische aus der Zeit seines Jünglings- und ersten Mannesalters, etwa von 1626 bis 1637;

2. lyrische aus der Blütezeit seines Mannesalters, etwa von 1637 bis 1648;

3. satirische und elegische aus der späteren Zeit, etwa von 1648 bis 1665;

Daneben finden sich noch

4. dramatische Dichtungen und

5. Lehrgedichte, die zum Teil in deutscher Sprache geschrieben sind.

1. Epische Dichtungen.

Zu den epischen Dichtungen gehören

a) Iuvenilia, kleinere Dichtungen, in denen er die verschiedenen römischen Dichter mit Geschick und Glück nachahmte. Es sind

1. *Iuditha triumphatrix* (Op. o. III 287), *Panegyricus de laudibus S. Catharinae* (ebd. 295), *Pudicitia vindicata seutres virgines a. S. Nicolao dotatae* (ebd. 305) aus den Jahren 1626—1627. Das letztere ist im dreifachen Stile des Statius, Lucanus und Vergilius geschrieben; es ist eine Art Sängerkrieg, in dem selbstverständlich der bei den Kirchenschriftstellern hochverehrte und am meisten gefeierte Dichter Vergil den Sieg davonträgt. Die Nachahmung ist ihm hier wie in andern epischen Werken bestens gelungen.

2. *Mors Tampierii, Mors Bucquoii, Encomium Tillii, Pugna Pragensis* (ebd. 266 ff) aus dem Jahre 1627. Hier preist er den Heldentod Dampierres im Stile des Lucanus, den Heldentod Bouquois im Stile des Statius und das Lob des von ihm jederzeit bewunderten Tilly in dem des Claudianus, die Schlacht am Weißen Berge (8. Nov. 1620) in dem des Vergil.

3. *Panegyricus equestris* (ebd. 153 ff) aus dem Jahre 1628. Es ist eine Beglückwünschung des Grafen Otto Heinrich Fugger, eines ruhmreichen Helden Bayerns und eines Gönners der Jesuiten, den der König von Spanien mit dem Orden des Goldenen Vließes beschenkt hatte. Die höhere Bedeutung

dieser Auszeichnung wird dargelegt durch den Vergleich mit dem Vließ Gedeons.

4. *Batrachomyomachia* (Op. o. III 1 ff) aus demselben Jahre 1628. Bei seinem Unterrichte vermißte Balde in der lateinischen Literatur ein komisches Epos. Als er daher von andern darum gebeten wurde [1], schrieb er diese Dichtung. Die Hauptzüge derselben hat er dem winzigen Epos des Pseudo-Homer entlehnt, dieselben aber mit einer solchen Fülle eigener geistvoller Erfindungen ausgeschmückt und mit ganz neuen genialen Wortschöpfungen ausgestattet, daß man sie als ein Originalwerk des Dichters betrachten muß; im Verhältnis zu jener antiken Vorlage kann sie füglich die Erweiterung eines heitern Genrebildchens zu einem stimmungsvollen historischen Gemälde großen Stiles genannt werden. Es ist eine in jeder Beziehung meisterhafte Leistung: schöne, eines Vergil und Ovid würdige Sprache, eine — was man sonst nicht selten bei Balde vermißt — weise Maßhaltung und zielbewußte Ökonomie, so daß wir mit Rücksicht auf diese Vorzüge es weniger schmerzlich empfinden, kein derartiges Epos aus dem Altertum überkommen zu haben. Das Werk erschien im Druck erst im Jahre 1637 [2] in erweiterter Bearbeitung. Darin sind sicher neu hinzugekommen die Anspielungen auf Magdeburgs Fall [3], Gustav Adolfs Feldzug und Charakter [4], Tillys Lob und Tod [5], Wallensteins Ermordung [6], die Klagen über Deutschlands Elend [7], Partien, die zwar unbeschadet des Ganzen hätten wegbleiben können, die uns aber die Dichtung um so anziehender machen. Es werden darin besonders die politischen und militärischen Fehlgriffe während des Dreißigjährigen Krieges mit scharfer Geißel gebrandmarkt, teilweise unter jetzt dunkel gewordenen Anspielungen, die

[1] Siehe die Elegie „Auctoris vindiciae“, Op. o. VII 197.

[2] Lyr. I 23. [3] Lib. III 239 ff.

[4] Ebd. 263 ff. [5] Ebd. 247 ff.

[6] Ebd. 405 ff, wo „Belartus“ und „Frandildus“ anagrammatische Umbildungen der Namen „Albertus“ und „Fridlandus“ sind.

[7] Ebd. 210 ff (vgl. auch lib. II 37 ff).

damals bei der genaueren Kenntnis der Zeitverhältnisse und Persönlichkeiten ungleich besser verstanden werden mochten. In echt Baldescher Art trägt das Epos einen satirisch-didaktischen Charakter, wie der Dichter selbst in der beigefügten, für den Literarhistoriker interessanten Erläuterung „Usus ethicus, politicus ac polemicus“ unter Berufung auf den Horazischen Ausspruch: „Et prodesse volunt et delectare poetae“ hervorhebt.

b) Genethliaca:

1. *Francisco Andreae Comiti de Tilly . . . geniale ac praesagum carmen* (ebd. 197) aus dem Jahre 1630, ein im Auftrag des Jesuitenordens verfaßtes Wiegenlied auf die Geburt eines jungen Grafen von Tilly, dessen Vater, Kommandant von Ingolstadt, ein Verwandter des berühmten Ligistengenerals Tilly war.

2. *Eleonorae Magdalenae Theresiae . . ., geniale carmen* (ebd. 203) aus dem Jahre 1655, ein Festgesang auf die Geburt (6. Jan. 1655) der Prinzessin Eleonora, der ersten Tochter des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm zu Neuburg; gesungen von der Gesellschaft Jesu in Neuburg am 17. Januar 1655. Balde selbst übersetzte die Werklein ins Deutsche; doch ist der deutsche Text bis auf ein kleines Bruchstück, das der Neuburger Kaufmann Jos. Grassegger veröffentlicht hat [1], verloren gegangen.

3. *Musae Neoburgicae* (ebd. 208 ff) aus dem Jahre 1657, veröffentlicht 1658, Gedicht auf die Geburt (19. April 1657) des Johann Wilhelm Joseph Ignaz, eines neuburgischen Prinzen, das überreich ist an genialen Fiktionen und schönen allegorischen Beziehungen. Für heutige Leser besonders interessant ist es wegen der darin beschriebenen Örtlichkeiten. Es werden die Nymphen der Jagdschlößchen Grienau und Rohrenfeld redend eingeführt; erwähnt werden die Gnadenkapelle Bittenbrunn, die Donauinsel Schütt (jetzt mit dem Lande verbunden), die Ruine Altenburg und andere

[1] Neuburger Wochenblatt 1825, Nr 1.

Orte, die er wohl öfters mit Mitgliedern der herzoglichen Familie besuchte. Balde selbst ist stolz auf dieses Gedicht. „Wenn du, geehrter Leser", sagt er im Vorwort, „ein Katholik bist, so gratuliere mir; wenn du gerecht und aufrichtig bist, so klatsche mir Beifall; wenn du nicht ganz ungerecht, so lächle mir wenigstens zu!"

c) Maximilianus I. Austriacus (Op. o. VIII 333 ff) aus dem Jahre 1631, ein aus Prosa und Versen bestehendes allegorisches Gedicht, in dem des Kaisers Max I. Heldentaten und Erlebnisse auf die Überwindung der Leidenschaften gedeutet werden. Den Plan hierzu faßte Balde in Innsbruck, wo er wohl durch Betrachtung des großartigen Grabdenkmals dieses deutschen Herrschers zu seiner Verherrlichung begeistert wurde.

d) Magni Tillii Parentalia (ebd. 1 ff) aus den Jahren 1632, veröffentlicht erst zehn Jahre nach des Dichters Tode im Jahre 1678. Balde ist ein großer Bewunderer und Verehrer Tillys. Man vergleiche sein „Encomium Tillii" aus dem Jahre 1627 [1], sein Tilly gespendetes Lob in der „Batrachomyomachia" [2] und im „Maximilianus I. Austriacus" [3], verschiedene Oden [4]; selbst in seinem Loblied auf die Mageren, „Agathyrsus", Nr 40 [5], setzt er ihm ein Denkmal seiner Verehrung und Liebe. — Tilly war am 30. April 1632 zu Ingolstadt in seinem 73. Lebensjahre gestorben. Balde betete bei seiner Leiche; er schrieb sich aus des Helden Buche dessen Lieblingsgebete ab. Seine Begeisterung und Liebe für Tilly spornte ihn an, demselben durch eine größere Dichtung ein bleibendes und seiner Heldengröße würdiges Denkmal zu setzen. Für ihn ist neben der Lobpreisung Marias eine „Tillias" das wichtigste seines Lebens [6]. So entstand „der wieder ins Leben zurückgerufene große Tilly oder des großen Tilly Totenfeier". Der Dichter widmet dieses noch vor dem Tode Gustav Adolfs (16. Nov. 1632) vollendete, ebenfalls

[1] Siehe oben S. 81.
[2] Siehe oben S. 82.
[3] Op. o. VIII 350.
[4] Lyr. II 3; IV 11; Silv. V 6; IX 18.
[5] Op. o. VII 257.
[6] Lyr. I 42, 19.

aus Prosa und Versen bestehende Werk den berühmtesten und tapfersten Heerführern und Helden mit den Worten: „Den christlichen Kriegshelden führen wir einen Helden vor, den großen Tilly, welcher den Feinden wie den Lastern, die er wie Feinde in sich bekämpfte, gleich furchtbar, zu unserer Zeit der gefeiertste Sieger über zahlreiche Feinde gewesen ist. . . . Solche Kriegshelden werden nur selten hervorgebracht; viele nämlich verstehen es besser mit den Waffen als mit der Tugend umzugehen. Tilly hingegen, gleich groß durch die christliche und kriegerische Tugend, duldete ebensowenig in seinem Innern als draußen einen Feind. . . . Ehelos wie Epaminondas, betrachtete er seine Siege als seine Kinder. . . . In der Schlacht siegreich, im Gotteshause fromm, gegen Untergebene milde, gegen sich hart, hat er in gleicher Weise die Pflichten des Feldherrn und des christlichen Soldaten erfüllt. Tilly also, der gleich groß als Christ wie als Kriegsheld war, führe ich euch vor, hochgefeierte Helden . . ., damit, wenn euch an ihm etwas eurer Nachahmung und eurer Taten würdig erscheint, vom großen Tilly, der erst kürzlich ruhmvoll gestorben ist, gesagt werden kann, er lebe fort und seine Kraft zeige sich in euern Beispielen und Heldentaten.“ In der Vorrede sagt er: „Mögen die Himmlischen diesem Achilles einen Homer, diesem Äneas einen Maro erwecken. Schüchtern stimmen wir die Harfe zur Totenklage und würden nicht einmal dies wagen, wenn wir nicht den Unwillen der ganzen Welt zu fürchten hätten. . . . Würden wir nicht alle, die wir in Ingolstadt leben, undankbar sein, wenn wir dem Manne unsern Liebesdienst und unsere Huldigung versagten, der für das Heil unseres Vaterlandes und des ganzen römischen Reiches gefallen ist?“ Nach Widerlegung einiger Einwürfe gegen seine Schrift gibt er uns dann den Inhalt und die Darstellungsweise derselben an; das Ganze ist eine Vision des Dichters: Die Länder Bayern, Österreich, Deutschland, Gallien, Rom, Belgien und Ungarn, kurz die Reiche, deren Kriege Tilly glücklich geführt oder deren Feinde er rühmlich besiegt hat, erscheinen, an Miene, Gestalt und Ge-

wandung himmlischen Wesen ähnlich, um die Totenfeier zu halten. Sie stellen sich um Tillys Katafalk und bringen im heroischen (daktylischen) Versmaß ihre Gefühle der Liebe und Verehrung gegen den Helden sowie ihren Schmerz und ihre Trauer zum Ausdruck. In Prosa stellt der Dichter im Gespräch mit zwei Freunden, dem Musensohn Alphonsus und dem Kriegsmanne Symphorianus, zum Teil weit ausgesponnene Betrachtungen über die bewundernswerten Tugenden seines Helden, ferner Erwägungen über die Vorgänge bei der Bahre an. Eingeflochtene Chöre werden von geharnischten Kriegern vorgetragen; sogar Mars selbst erscheint und jammert über den Tod seines Lieblingshelden.

Viele herrliche, wahrhaft poetische Stellen sind in dieser Totenfeier enthalten, in denen sich eine hohe dichterische Begeisterung, innige Gefühle, eine klangvolle Sprache und melodisch fließende Verse vorfinden, z. B. der Lobgesang der Alemannia auf Tilly [1], dessen Gebet [2], seine Verehrung der Muttergottes [3] und die Chorgesänge. Diese Partieen zeigen, was der reichbegabte Dichter in seiner jugendlichen Begeisterung hätte leisten können, wenn er stark genug gewesen wäre, sich vom Schwulst seines Jahrhunderts frei zu machen. Der Reichtum an schnörkelhafter Zierrat, langatmige prosaische Auseinandersetzungen über die Eitelkeit der irdischen Dinge, den Vorzug des Kriegerstandes vor allen andern Ständen können uns vielfach den Geschmack an dem Ganzen verleiden und erwecken das Bedauern, daß er in reiferen Jahren diese Jugendarbeit nicht einer Neubearbeitung unterzogen hat. Wenn man aber bedenkt, daß das Gedicht eine in kürzester Zeit entstandene Jugendleistung ist, so kann man auch hier der großen poetischen Gewandtheit Baldes seine Bewunderung nicht versagen. — In Baldes handschriftlichem Nachlaß soll sich auch noch eine Biographie Tillys gefunden haben, die aber nie gedruckt worden ist. [4]

[1] Op. o. VIII 142 ff. [2] Ebd. 297. [3] Ebd. 289 ff.

[4] Lang, Geschichte der Jesuiten in Bayern 164; Brief Baldes an den Vize-Provinzial Schorrer bei Westermayer, Jakobus Balde 272.

e) Fama laureata (Op. o. III 255) aus dem Jahre 1634, veranlaßt durch den traurigen Untergang Wallensteins. In dem Lobgesang werden Maximilians Taten verherrlicht.

f) Epithalamion (ebd. 234) aus dem Jahre 1635, ein Preisgesang auf die Vermählung des Kurfürsten Maximilian I. mit Maria Anna von Österreich, eine glanzvolle, erfindungsreiche Dichtung. Bavaria fährt auf ihrem von Löwen gezogenem Wagen von der Münchner Hofburg, deren Garten in farbenprächtigem Bilde geschildert wird, nach Wien und freit dort um die Hand der Kaiserstochter für ihren Herrn, dessen Tugenden und Heldentaten gebührend gepriesen werden. Die frohe Kunde über die Gewährung der Bitte dringt sofort nach München: hier wird unter des Phöbus leitender Hand alles zum hochfeierlichen Empfang vorbereitet. Zum Schluß bringt der Dichter seine Glückwünsche dar.

g) Templum honoris a Romanis conditum apertum virtute Ferdinandi III (ebd. VIII 437 ff) aus dem Jahre 1637. Es ist eine auf Bitten des Regensburger Jesuitenkollegiums teils in Prosa teils in Versen verfaßte Festschrift zu Ehren der Wahl Ferdinands III. zum römischen König.

h) Fragmentum Funebris Elogii impensi piis Manibus . . . Claudii Memmii (ebd. III 259) aus dem Jahre 1650. In diesem Nachruf preist er die Tugenden und Anstrengungen seines langjährigen Freundes auf dem westfälischen Friedenskongresse. Wie aus einer Bemerkung in der „Satira Crisis“ [1]:

> Scripta erat in saevam trabeata Philippica mortem.
> Delecta est, visumque fuit minus esse dolendum.
> Ne dare verba putes, quaedam fragmenta supersunt,

hervorgeht, ist das Erhaltene nur das Bruchstück eines größeren Trauergesanges.

i) Elogium Blitterswyckianum (ebd. 261) aus dem Jahre 1650, ein Lobgedicht auf den Staatsrat Wilhelm von

[1] Op. o. IV 537.

Blitterswyck, einem Verehrer und fleißigen Leser der Poesien Baldes, der dem Dichter zur Genesung von einer Krankheit gratuliert und ein prächtiges Fernrohr geschenkt hatte. Balde fordert ihn auf, in den Ruhmestempel einzutreten, weil er als verdienstvoller Staatsmann im Krieg und im Frieden sich ausgezeichnet habe.

2. Lyrische Dichtungen.

Die lyrischen Gedichte stammen ihrem Hauptstocke nach aus den Jahren 1637—1645, nur einzelne aus einer früheren oder späteren Zeit. Die Oden sind glänzende Perlen, in denen Baldes unvergleichliches Dichtergenie zur vollsten und schönsten Entfaltung kommt. Sie entsteigen dem überschäumenden Füllhorne der Muse, die ihn vor andern mit ihren holden Gaben geziert hat. Er greift ins volle Menschenleben, da es ihm an Stoff in jener wechselreichen und zerrissenen Zeit, die große Fehler, aber auch große Charaktere zeitigte, niemals fehlte; es klingen daher in seinen lyrischen Poesien alle Saiten des menschlichen Herzens wieder, Liebe zu Gott und den Heiligen, Vaterlandsliebe, Freude an der Natur, Freundschaft, Ekel am Gemeinen, Mahnung und Trost, Bitten und Klagen; alle menschlichen Gefühle sprechen da zum Leser oder Hörer. Von der Erotik abgesehen, „besitzt das Liederbuch Baldes eine Mannigfaltigkeit, wie kaum dasjenige eines andern Dichters. Alle Tonabstufungen und Melodien menschlicher Stimmungen und Gefühle, wie ihr Echo und Spiegelbild im bunten Leben der Natur finden sich hier, meist vom milden Lichte religiöser Anschauungen verklärt, aber auch in mächtigen Akkorden leidenschaftlicher Begeisterung vorgetragen; doch der Gesichtskreis des Dichters schließt sich nicht träumerisch auf das bloße Herzens- und Naturleben ab: Welt und Kirche, Vaterland und Freundschaft, Kunst und Literatur erweitern ihn nach allen Seiten, und zwar nicht zu einem Chaos zerstückter, wirrer, gespensterhafter Erscheinungen, widerspruchsvollen Ringens und Sehnens, ungelöster Rätsel und ungestillten Be-

gehrens, sondern zu einem erhebenden lichten Ganzen, in dessen reichen Farben und Formen die Einheit einer großen, allumfassenden Weltordnung widerstrahlt. Das einfach Natürliche weiß Balde in ebenso abgerundeter, klassischer Fassung zu bieten wie Horaz; aber durch seine christlichen Ideale reicht er weit über ihn hinaus bis in das bunte literarische Leben der Neuzeit hinein — und wieder darüber empor in die lichten Höhen der übernatürlichen Welt" [1]. Über dieselben Gedichte urteilt ein anderer kunstsinniger Literarhistoriker [2]: „Aus diesen Anschauungen, die seinem tiefsinnigen, elastischen Geist einen weit höheren Schwung gaben, stammen die prachtvollen lyrischen Gedichte des Dichters, die ihm einen unverwelklichen Ruhm bei der Nachwelt sichern. Sie bleiben der Glanzpunkt seiner Kraft, der flammende Herd seiner Genialität, mag auch der einseitige Geschmack der Kunstrichter daran auszusetzen finden, was er will. ‚Hier hilft nun weiter kein Bemühn; es sind Rosen, und sie werden blühn.' . . . Jene vier Bücher lyrischer Gedichte, ein Buch von Nachgesängen (Epoden) und neun Bücher lyrischer Wälder sind es, die für unsere Zeit vorzüglich von Wert bleiben. Sie bestehen aus ungefähr 200—300 zu verschiedener Zeit entsprungenen Oden, in denen die üppige Erfindungskraft, das tiefe männliche Herzensgefühl, das unendlich reproduktive, in allen Regionen bildende Gedächtnis, und der pragmatische, philosophisch gebildete Verstand einerseits, und anderseits die Virtuosität lateinischer Sprachbildung und die rhythmische, freitätig bewegliche Gewandtheit zur Bewunderung des nachdenksamen Lesers miteinander wetteifern. Man wird vielleicht bei keinem einzigen Dichter einen solchen Reichtum des Wissens, eine solche Masse des verschiedenartigsten Stoffes, eine solche Belesenheit in allen Klassikern, eine solche Gelenkigkeit in Handhabung der Form antreffen wie bei Balde. Wenn Sarbievius in lateinischer Marmorpolitur an die deutsche

---

[1] Baumgartner, Weltliteratur IV 648.

[2] Alb. Knapp, Christoterpe (1848) 316 f.

Verskunst eines A. von Platen erinnert, so dürfte Balde in seiner Sprachüberwältigung mit Rückert zu vergleichen sein, doch also, daß er noch heroischer einhergeht. . . . Balde darf als Sprecher einer toten, ausländischen Sprache noch heute mit den ersten Poeten Deutschlands konkurrieren, weil vor allem sein Geist es ist, der Anerkennung fordert und verdient."

Unser Dichter selbst ist stolz auf die Kinder seiner lyrischen Muse; oft spricht er von ihnen mit dem berechtigten Selbstgefühle des Mannes, der ohne Verletzung der Bescheidenheit sich bewußt ist, etwas Großes geleistet zu haben [1]. Da er seine eigenen Fähigkeiten auf dem Gebiete der Lyrik erkannt hatte, so wollte er ihretwegen an die einem Poeten nicht zusagende Tätigkeit eines Hofhistoriographen nicht herantreten; er fürchtete dadurch die Lähmung seiner lyrischen Kraft, die Behinderung seines poetischen Fluges ins Reich der Phantasie: kurz, er fürchtete eine Beeinträchtigung seiner poetischen Leistungsfähigkeit und eine Verminderung seines Dichterruhmes, wenn er dem für ihn nicht erreichbaren Ruhme eines Historikers nachjage [2].

Zu dieser zweiten Klasse gehören:

a) Lyricorum libri IV et Epodon l. I, zuerst im Jahre 1643 erschienen;

b) Silvae lyricae, zuerst 1643 in sieben Büchern, später 1646 erweitert in neun Büchern erschienen. Diesen sind auch die wenigen von Balde selbst nicht veröffentlichten Gedichte, meist aus seiner Jugendzeit, in der Münchner Gesamtausgabe eingereiht [3].

Mehrere lyrische Gedichte und lyrische Partien sind auch andern Werken Baldes eingefügt, den „Tillii Parentalia",

---

[1] „Somnii Interpret." (ed. v. Freyberg) 206; Einleitung zum „Castrum Ignorantiae" (Op. o. VI 438); Einleitung zum „Solatium podagricorum" (ebd. IV 7 f), De eclipsi solari (ebd. IV 193 198 205), Schatzkästlein des „Agathyrsus" (München 1647) 96 ff (in der Münchner Gesamtausgabe ausgelassen); Silv. IX 3, 59 und sonst.

[2] Vgl. die ganze Schrift „Somnii Interpretatio".

[3] Deshalb stimmt die Zählung dieser Ausgabe nicht mit den übrigen.

der „Urania victrix“, dem „Arion Scaldicus“, der „Poesis Osca“ usw.

c) Paraphrasis lyrica in Philomelam D. Bonaventurae (Op. o. VI 194 ff) aus dem Jahre 1645. Auch dieses Werk, wie so manches andere, hat Balde auf die Bitte eines Freundes, der in den Lyrika eine Lobpreisung der Philomela (Nachtigall) vermißte, gedichtet. Es ist eine erweiterte Paraphrase des „Nachtigallenliedes“ des hl. Bonaventura. Die weichlich-süßen Töne desselben erinnern an die Gefühlswärme der Mystiker und Romantiker, die auch in mehreren seiner Oden sich geltend macht. Durch die Kunst und Mannigfaltigkeit seiner klangvollen Formen, durch die Glut der Empfindung steht diese wundersame Dichtung hoch über den schlichten Reimversen des mittelalterlichen Kirchenlehrers. Geradezu entzückend ist das Siegeslied der göttlichen Liebe auf ihrem Triumphzuge zum Himmel (Nr 28), eine meisterhafte Nachahmung eines profanen Liebesliedes (Pervigilium Veneris) aus der römischen Kaiserzeit des 2. Jahrhunderts, in der der Dichter absichtlich an Stelle der antiken Liebesgöttin die christliche Charitas gesetzt hat, wie er öfters gleichsam parodierend Ausdrücke Horazischer Liebesoden auf Maria und das Jesukindlein übertragen hat. Alb. Knapp [1] bemerkt zu dieser Dichtung: „Es ist erstaunlich, welch eine Fülle von Sprachüberwältigung sich in dieser Darstellung der ‚sterbenden Nachtigall‘ zu Tage legt. . . . Es gehörte eine Rückertsche Sprachheldenschaft dazu, wollte man das Ganze mit dem Wohllaute und ätherischen Schwunge des Originals wiedergeben. . . . Ein um diesen heiligen Zentralpunkt sich mit solcher Andacht bewegendes Dichterherz verdient doch eine unendlich höhere Anerkennung als ein poetischer Bursche der Neuzeit, der zum Behufe der politischen Befreiung das Kreuz Christi aus dem Gedächtnis der Lebendigen vertilgt wissen will und mit seinem für ein Schwert gehaltenen Federwische berauscht in das Blau der Unendlichkeit hinein-

[1] Christoterpe 322.

fuchtelt."[1] Und Barläus schreibt aus Amsterdam an unsern Verfasser[2]: „Woher die Spinne den Stoff zu ihrem Gewebe nimmt, ist mir völlig verborgen; noch mehr, woher die Gewalt deiner Dichtungen stammt. Unter den Vögeln moduliert keiner seinen Gesang so mannigfaltig, wie die Nachtigall, du aber übertriffst die Nachtigall, da du sie in viel mehr Weisen singen lässest, als die Natur sie gelehrt. Dein Gedicht trägt nicht bloß die Überschrift „Philomele", sondern du bist selbst ein Philomele. Denn wie die Nachtigall die Töne mehrfach wiederholt und in Zwischenräumen singt, so endigst auch du die Sätze deiner Dichtungen gleichsam mit schluchzenden Seufzern, und während du die frommen Rührungen und Erhebungen deines Gemütes verfolgst, kehrst du oft zu den Anfangsakkorden des Liedes zurück. Philomele wechselt oft die einzelnen Gebüsche, nicht die Wälder und Gärten selbst; ebenso trittst du nie über das Gefild der Andacht hinaus, wenn du auch verschiedene Stoffe wählst. So gefällst du dem Leser wie die Nachtigall dem Hörer." Noch schöner und treffender äußert sich Mengein[3]: „Bei wem der Glaube an Jesus wankt, wem die Wunder seiner Menschwerdung, seiner Geburt, seines Todes, seiner Auferstehung, seiner Himmelfahrt nicht mehr beseligend sind, der lausche auf Baldes Philomela, und gewiß rühren ihre Töne sein Herz und geben ihm wieder das verlorene Kleinod, den christlichen Glauben."

d) Paean Parthenius (Op. o. VII 394 ff) aus dem Jahre 1664, ein Lobgesang auf die heilige Jungfrau und Martyrin Ursula. Das Versmaß ist trochäisch; ein katalektischer Dimeter bildet den Schluß der Strophe. Anfänglich hatte ihn der Dichter für seine private Andacht verfaßt, dann entschloß er sich, ihn zu veröffentlichen und dem Rate der Stadt Köln, wo die hl. Ursula ihr Martyrium erlitten hatte, zu widmen.

---

[1] Knapp denkt hier ohne Zweifel an G. Herwegh (1817—1875), der sich im Jahre 1848 diese Verse leistete:

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden.

[2] Epist. II 936 (siehe die Beilage II).

[3] Feier der Errichtung des Denkmals für Jak. Balde, Neuburg 1828, 7.

3. Satirische und elegische Dichtung.

Mit der „pax tremenda Westfalica“ waren alle Hoffnungen unseres patriotischen Sängers für die Größe und Einheit Deutschlands, für die er mit einem unverwüstlichen Idealismus unausgesetzt in seinen Poesien geeifert hatte, zu Grabe getragen. Klagend ruft er aus[1]: „Si annus XX. in theatro occurreret anno XLIX., nonne mutato habitu dicere posset cum Flacco: ‚Pulvis et umbra sumus‘?“ Er erkannte, daß dieser an Demütigungen für Deutschland so reiche Friede die Quelle neuen, unsäglichen Elendes für sein Vaterland sein werde. Enttäuscht, entmutigt und verbittert zog er sich mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurück; München mit seinem glanzvollen Hofleben und dem großen Kreise edler und befreundeter Männer konnte ihn nur wenig mehr reizen, weshalb er einer auch schon durch die zerrüttete Gesundheit gebotenen Versetzung nach dem geräuschlosen Landshut im Jahre 1650 gern folgte. Der Jungbrunnen seiner lyrischen Poesie ist versiegt. Schon früher seit dem Jahre 1643 hatte seine überschäumende Fülle allmählich nachgelassen[2]. Er wandte sich nun denjenigen Dichtungsarten zu, die ein Ausfluß des verstimmten, von Schmerz und Bitterkeit zerrissenen Herzens sind, der Satire und der Elegie, der Sprache der zur Betrachtung des Vergänglichen und Ungewissen, zur stillen und wehmutsvollen Entsagung im gleichzeitigen Hinblick auf die besseren jenseitigen Güter hinneigende Menschenseele. Beide Dichtungsarten haben einen gemeinsamen Nährboden, die Verstimmung, Unzufriedenheit und Unruhe des Herzens.

a) Die Satire.

Mit der satirischen Dichtung folgte er einer, wie es scheint, seinen engeren Landsleuten eigentümlichen Neigung; das Elsaß des 16. und 17. Jahrhunderts ist die eigentliche Heimat

---

[1] Somnii Interpret. (ed. v. Freyberg) 218.

[2] Vgl. Silv. IX Prooem.: „(Cithara) in parietem iam impacta erat“ usw.

der damaligen Satire [1]. Zur Pflege dieser Dichtart befähigte ihn vorzugsweise auch seine natürliche Beanlagung. Schon in früher Jugend auf der Universität hatte er diese Neigung betätigt, wie er später selbst sehr schön in einer Ode [2] gesteht. Daher können viele seiner lyrischen Gedichte ein fröhlich scherzendes, satirisches Kolorit nicht verbergen, unter der Hülle gutmütiger Laune steckt oft beißender Witz [3]. Man vergleiche beispielshalber die Ode [4] mit der Überschrift: „Seni cantum non convenire", wo ein alter, liebes- und sangesdurstiger Geck in sehr kräftiger Weise, in zum Teil über die Grenzen unserer Ästhetik gehenden Ausdrücken verspottet wird, die Ode [5] „Iocus saturnalitius" oder die Ode [6] mit der Überschrift „Solatur egentis desideria". Auch andere Dichtwerke zeigen in manchen Partien eine große Vorliebe für versteckte, feine Ironie, so seine „Batrachomyomachia" und das große fröhlich satirische „Poema de vanitate mundi". Hierher gehören auch seine zahlreichen „Ioci saturnalitii" (Fastnachtsscherze), die er, wie eine Ode [7] uns belehrt, in größerer Zahl verfaßte, von denen aber nur einige erhalten sind [8], ferner die öfters von ihm erwähnten Lustspiele im Stile des Plautus und Terentius, die von seinen Schülern aufgeführt wurden, jetzt aber verschwunden sind.

Balde hegt von der Satire eine hohe Meinung, indem er sie „die Schutzwehr der guten, den Zügel der bösen Gemüter, eine Freundin der Wahrheit, eine Feindin der Laster, die Vernichterin der Schmeichelei, die Sachwalterin der Unschuldigen, die Vollstreckerin der Gerechtigkeit" nennt [9]. Seine Satire will nicht vernichten, sondern bessern und entbehrt deshalb der verletzenden und verhetzenden Absicht und

---

[1] Man vgl. die Namen Geiler von Kayserberg, Murner, Brant, Fischart, Moscherosch, Grimmelshausen u. a.

[2] Lyr. III 32; vgl. auch Silv. V 9.

[3] Vgl. Neubig, Bavarias Musen I xxvi. [4] Lyr. I 4.

[5] Ebd. I 15.

[6] Ebd. I 20; ferner vgl. II 9: Suevo quinquies viduo; I 18; Silv. V 8 14.

[7] Lyr. II 49. [8] Z. B. Silv. VII 14. [9] Op. o. III 355.

Wirkung; er selbst sagt in der Einleitung zur „Medic. gloria", daß seine Satire „drohend, mehr in scherzhafter als in ernst blutiger Weise" gehalten sei, und in der ersten medizinischen Satire: „Von verletzendem Stachel gleich weit entfernt wie von schnöder Schmeichelei, soll weder Härte noch weiche Nachsicht meinen Griffel entweihn." [1]

Stoff für seine satirische Feder boten ihm in überreicher Menge die Torheiten und der Aberglaube seiner Zeit, der durch die Leiden des Dreißigjährigen Krieges in erschreckender Weise zugenommen hatte. „Wer möchte wohl", fragt er, „wenn er den Lauf unseres Jahrhunderts betrachtet, genug Milz (zum Lachen) und Galle (zum Zürnen) haben?" [2]

Seine satirischen Werke sind:

1. *Medicinae gloria per satiras XXII. asserta* (Op. o. IV 367 ff) aus dem Jahre 1649. Hierin verspottet er die zahlreichen Stümper seiner Zeit auf dem Gebiete der Heilkunde, die Landstreicher, Marktschreier, Zigeuner, Pfuscher und die pflastermachenden Weibsbilder; die wahrhaft tüchtigen Ärzte, von denen er mehrere mit Namen nennt [3], preist er hingegen als Wohltäter der Menschheit; hat er selbst doch ihnen sein Leben zu verdanken. Anlaß zu dieser, demnach nur teilweise satirischen Dichtung bot ihm ein religiöses Fest, die Übertragung der Gebeine der hl. Kosmas und Damianus, Patrone der Ärzte, von Bremen nach München im Mai 1649.

Die interessantesten unter diesen 22 Satiren sind die 4. gegen die Wasserdoktoren und die 12. über den Anatomen Vesal und gegen die Atheisten; in letzterer ist besonders bewundernswert die lichtvolle, klare Auseinandersetzung über das Wesen der Seele. Noch ansprechender ist die 22. Satire; von hoher, edler Begeisterung für das leibliche Wohl der

---

[1] Op. o. IV 373. Vgl. noch Silv. V 9, 7:
Non utor nisi candido
Et nulli nocituro ingenuus sale,
und den zweiten Teil der öfters erwähnten Ode (Lyr. III 32).

[2] Vorwort zur Medic. glor. (Op. o. IV 369).

[3] Vgl. die 6., 8., 12. und 16. Satire.

Menschen durchweht, enthält sie die vortrefflichsten Winke für Ärzte und Kandidaten der Medizin.

Das reiche, therapeutische Wissen des Verfassers, sein gesunder Humor, seine launischen Witze, die hier vorkommen, fanden vielen Beifall. Der Münchner Arzt Geyger sandte die Satiren bald an Dr Jonston in Frankfurt a. O., der sofort dem Dichter dazu gratulierte und namentlich die 4. über die Wasserkuren belobte [1]. Morhof [2] urteilt darüber: „Satiriker kommen seit den Alten unter den Neueren nicht gar viele mehr vor, die besonders empfohlen werden können, außer Jakob Balde, der in seinen medizinischen Satiren den Geist der alten satirischen Darstellung wunderbar zum Ausdruck bringt." Und der Stadtphysikus Dr W. Oberlechner in Salzburg sagt [3]: „Baldes medizinische Satiren zeichnen sich aus ebenso durch Witz als praktischen Wert und zogen mich als Arzt um so mehr an."

Während seines Aufenthaltes in Neuburg schrieb er neben seinem elegischen Werke „Urania" folgende neun Satiren, die ihrem inneren Werte nach sehr verschieden sind:

2. *Contra abusum Tabaci* (Op. o. IV 468 ff) aus dem Jahre 1656. Unser Dichter ist zwar ein Freund des Tabaks und gebrauchte das Rauchen als Anregungsmittel bei der Arbeit, das zugleich die Gesundheit fördere [4]. Überaus köstlich schildert er einen stark rauchenden Arzt [5]. Die Entstehung und Verbreitung der Tabakpflanze hat er in einer echt mythologischen Einkleidung besungen [6]; danach gab Diana dieses herrliche Kraut dem Götterboten Merkur zur Linderung seiner Leiden, als er sich auf einer sehr eiligen Reise in die eisigen Scythenländer einen häßlichen Katarrh zugezogen hatte; daher heiße jenes Land, woher der meiste Tabak damals komme, zu

---

[1] Op. o. IV 39 f.

[2] Polyhistor, Lubecae 1714, 1069.

[3] Jak. Baldes Medizinische Satiren, übersetzt von J. Neubig, München 1833, I XXII.

[4] Silv. VIII 27; vgl. IX 3, 37 ff.

[5] Medic. glor. 20 (Op. o. IV 432). [6] Silv. VIII 6.

Ehren der jungfräulichen Göttin Diana „Virginia“[1]. Wie sonst ist Balde auch hier ein Feind des Übermaßes[2]; aus diesem Grunde verfaßte er diese Satire, um die physischen, moralischen und finanziellen Folgen und das Unästhetische des übermäßigen Tabakrauchens zu erweisen. S. von Birken, der diese Satire deutsch übersetzte und umarbeitete, nennt sie „ein edles Gedicht, von dem großen Geiste seines Urhebers flammend, voll herrlicher Redekünste und Wohlredenheitsblumen“.

3. *Fragmentum satirae „crisis“ inscriptae* (Op. o. IV 513 ff) 1657. Balde hatte manchen Strauß mit seinen Kritikern auszufechten, selbst mit seinen Ordenszensoren, denen nach den Vorschriften seine Werke vor der Erteilung der Druckerlaubnis zur Begutachtung vorgelegt werden mußten. Mit einer gewissen Erbitterung klagt er an einer Stelle[3]: „(Einige Mitglieder des Ordens) sagten im stillen: ‚Lassen wir den P. Balde in seiner überspannten Weise schreiben, was ihm beliebt. . . . Die Zensur wird seine gefährliche Schreiberei gehörig sieben.‘“ Noch verschiedene solcher Gutachten der Zensoren sind im Münchner Staatsarchiv handschriftlich aufbewahrt[4]. Manches, was dieselben beanstanden, ist gewiß berechtigt, anderes nach unsern heutigen Begriffen kleinlich. Balde beschwert oder verteidigt sich öfters gegen dieselben, oder er verspottet sie; köstlich ist sein Spott gegen seine neidvollen und kleinlichen Kritiker, z. B. am Schlusse seiner Batrachomyomachie[5]. Die beste Abfertigung derselben liefert die Satire „Crisis“, wo er in humorvoller Weise das Widersprechende in den Ansichten

---

[1] In Wirklichkeit ist jenes Land zu Ehren der unvermählten Königin Elisabeth von England so benannt worden.

[2] Vgl. auch Op. o. IV 535.

[3] Somnii Interpret. (ed. v. Freyberg) 205; vgl. 215.

[4] Eine Auswahl derselben wird Dr Luc. Pfleger herausgeben in einem Aufsatz: „Unediertes von und über Jakob Balde“ (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Jahrgang 1904, 70 ff). Den Text der Zensuren hat mir Herr Pfleger in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt wie auch die oben S. 12 zitierte Stelle aus der unedierten „Philippica poetarum“ und die in der Beilage I enthaltene „Clavis pro ode reseranda“.

[5] V 641 ff (Op. o. III 73 ff).

seiner Kritiker und neidvoller Splitterrichter beleuchtet. Besonders beachtenswert ist der wohl gegen die Ordenszensoren gerichtete Anfang derselben[1]: „Leicht verfällt man dem spöttischen Ausschnüffeln anderer und gerät in ihre ungewaschenen Hände. Es rotten sich meine Tadler zusammen, als sei gegen mich allein der Spieß gewendet. Und wie die Vögel mit großem Geschrei sich auf die Eule stürzen, wenn sie bei Tage sich zeigt, so werde ich von allen Seiten her mit feindlichen Geschossen geradezu überschüttet. Alles ist voll von nichtigen Ausstellungen, alles voll von Klagen; ein Teil derselben gelangt zu meiner Kenntnis, ein anderer wird vom Winde verweht. Freunde kommen furchtsam zu mir und teilen es zaudernd mit.... Daher die häufigen Lücken in meinen Werken. Trotzdem wollen wir singen; denn wir haben einen Beschützer, das gute Gewissen, das selbst nicht vor dem Richter der Unterwelt erzittert. Die Zensuren widersprechen sich geradezu fast immer. Was der erste lobt, verwirft der zweite: was Acestes verwirft, das findet den Beifall des Zensors Varro. Wegen derselben Sache werde ich gelobt und getadelt." Diese Auslassung stellt Baldes Erbitterung gegen die Zensoren seiner Werke in ein helles Licht. Andere, meist unberufene Kritiker tadelten an ihm die vernachlässigte Kleidung, die Beschäftigung mit der Poesie im Greisenalter, die Verwertung der klassisch-heidnischen Fabeln, die unermüdliche Beschäftigung mit verschiedenartigen Stoffen zu gleicher Zeit, den Gebrauch des archaischen (oskischen) Wortschatzes, die zu freimütigen, für einen Religiosen unpassenden Auslassungen über die Beziehungen der Geschlechter zueinander, seine vermeintliche Undankbarkeit gegen Freunde und noch vieles andere ähnlicher Art. Ihnen gegenüber tröstet sich der viel bekrittelte Dichter mit dem Gedanken[2]:

> Invenias homines mente alba et moribus albis,
> Quorum unum studium est, studiosis posse nocere.
> Hi nec agunt quidquam praeclari et agentibus obstant.
> Quid facias? parces nihilo minus altior hoste.

---

[1] Op. o. IV 515 f; vgl. Lyr. III 32 und Epod. 2. [2] Ebd. IV 543.

Non omnes digni sunt vulnere nobilis irae.
Ictericam satis est contemptu scalpere venam.
Tunc exultabis, cum te velit esse sepultum
Ante necem, videns quem ad fletum cogere possis.

4. *Encomium vultuosae torvitatis* (Op. o. III 318 ff) aus dem Jahre 1657. Gewidmet ist dieses Werk einem gewissen Creszentius Marcona. Damit ist höchstwahrscheinlich Fidelis Ludescher aus Innsbruck gemeint, den Balde seinen tüchtigsten Schüler nennt, von dem aber nichts auf uns gekommen ist. Dieses aus 39 Abschnitten bestehende Gedicht preist die Strenge im Gesichtsausdruck, das düstere und häßliche Äußere in den Gesichtszügen. Es wird der Gedanke erörtert, daß ein mißgestalteter Körper, ein häßliches Aussehen kein Zeichen einer unweisen Seele sei, daß vielmehr ernste, strenge und dabei häßliche Gesichtszüge bei den tüchtigsten Philosophen, Ärzten, Mathematikern und Dichtern sich vorfinden. Das Ganze ist also eine Verspottung jener Gigerl, die allzuviel Sorgfalt auf die Pflege des Körpers verwenden und dabei die Bildung des Geistes vernachlässigen. Trotzdem die Schrift manches Interessante bietet, so würde sie uns heute doch kaum mehr fesseln, wenn ihr nicht die oben[1] erwähnte, höchst gediegene und gehaltreiche „Dissertatio de studio poetico“ als Einleitung vorausgeschickt wäre, in der unser Dichter seine Ansichten über das Wesen der Dichtkunst klar und schön auseinandersetzt.

5. *Antagathyrsus* (ebd. IV 299 ff) aus dem Jahre 1657. Diese Apologie der Fetten dichtete er auf heftiges Drängen einiger Freunde, damit auch die Dicken einen Trost hätten. Sie bildet ein Gegenstück zu der 20 Jahre älteren Dichtung „Agathyrsus“, dem Loblied der Magerkeit.

6. *De eclipsi solari* (ebd. 127 ff) aus dem Jahre 1661. Am 12. August 1654 fand eine Sonnenfinsternis statt, mit der, wie überspannte Gelehrte vorausgesagt hatten und abergläubige Menschen glaubten, die Welt untergehen sollte. Balde, der damals in Amberg weilte, fand in den verschiedenartigen Ausbrüchen der Furcht und Angst Stoff zu einer umfangreichen

[1] S. 65.

Satire. Die Sonnenfinsternis ging vorüber, ohne daß man sie wegen des stark bewölkten Himmels auch nur bemerken konnte. Er verwertete aber sein reichlich gesammeltes Material erst im Jahre 1661 zu der Satire „Sonnenfinsternis", die dann im nächsten Jahre 1662 veröffentlicht wurde. Außer der sehr umfangreichen Einleitung über die physische Beschaffenheit der Gestirne und ihren vermeintlichen Einfluß auf die Schicksale der Menschen zerfällt sie in fünf Teile und ist ein wenig verarbeitetes Konglomerat von verschiedenen Anekdoten und Torheiten, die sich an jene Sonnenfinsternis anschließen. Doch finden sich in derselben manche herrliche, wahrhaft poetische Stellen, während das nicht einheitlich durchgearbeitete Ganze des großen Dichters kaum würdig ist. Ansprechend ist insbesondere am Schluß des fünften Teiles die mystische Deutung der Eclipsis auf das Leiden und Sterben Christi, auf Marias Trauer und zuletzt auf unser aller Untergang, ergreifend die düstere Schilderung der erschreckenden sittlichen Verkommenheit nach dem Dreißigjährigen Kriege.

7. *Solatium podagricorum*[1] (Op. o. IV 1 ff) aus dem Jahre 1661. Zur Abfassung dieses Werkes wurde der Dichter von mehreren Freunden in Augsburg aufgefordert, damit auch die vielen Podagraisten einen Trost hätten. Originell und geistreich ist die Darstellung des Podagra als einer zärtlich liebenden Gattin, die des Gequälten Füße um so fester umklammert, je eifriger er sich davon zu befreien sucht. Äußerlich ist das Gedicht gerichtet gegen einen gewissen Gintrio, einen Spötter der Podagraisten; damit hat der Dichter wahrscheinlich sich selbst gemeint. Ausgeschmückt ist es mit zahlreichen ergötzlichen Geschichtchen, heitern Anekdoten, Scherzen und Witzen aus dem Leben von Podagraisten und mit vielen Grab-

[1] Das Podagra bildete einen beliebten Stoff der Satiriker und Komiker. Schon Fischart hatte ein von Derbheiten völlig freies „Podagramisches Trostbüchlein", und zwar ebenfalls schon nach älteren Vorbildern, geschrieben. Es ist zu vermuten, daß Balde dieses Werk kannte und benutzte.

schriften[1] auf dieselben. Vorausgeschickt ist eine große, in 43 Abschnitte geteilte medizinische Abhandlung über das Podagra; davon interessieren uns am meisten die Abschnitte 21 und 22 mit der Erörterung über den mäßigen Genuß des Weines; Unmäßigkeit im Essen und Trinken ist die Hauptursache des Podagra. Außer einigen kulturhistorisch wichtigen Stellen hat das Gedicht für uns keinen Reiz mehr; zu Baldes Zeiten aber fand es viele Anerkennung.

8. *Satyra „nihil gratis" inscripta* (ebd. 469 ff) aus dem Jahre 1663. Eine geistvolle Verspottung der Habsucht der Menschen, die alles für den Geldgewinn auszubeuten sucht, auch nicht den geringsten Dienst, z. B. das Aufheben eines Hutes, umsonst leistet. Interessant ist für uns die Klage des Dichters, daß man schon damals bei Betrachtung der Sehenswürdigkeiten Augsburgs (Rathaus, Zeughaus usw.) ein Eintrittsgeld bezahlen mußte. Das Gedicht bietet eine Reihe von meist nicht zusammengehörenden, lose aneinandergefügten Genrebildern der köstlichsten Art, z. B. Nr 24, „des Müllers schlagfertige Antwort auf die von schmutziger Geldgier zeugende Forderung eines Rechtsgelehrten in Ingolstadt". — Ähnlichen Inhalt hat die

9. *Satira de variis mendicandi modis* (ebd. 496 ff) aus dem Jahre 1663. Auch hier geißelt der Dichter die Habgier der Menschen, die, ein jeder auf seine Weise, den Mitmenschen auszuplündern suchen.

Alle bisher genannten Satiren, die mit Ausnahme der „Medicinae gloria" zu Neuburg entstanden sind, haben eine eigentümliche Schlußformel: „Haec ad Danubii ripam" etc. (oder ähnlich). Darin gibt der Dichter die Zeit der Abfassung

[1] Balde hatte „Epitaphia" gesammelt, die er herausgeben wollte; eine bis jetzt nicht veröffentlichte Ordenszensur (Bayrisches Reichsarchiv, Iesuitica, Fasc. 26, fol. 37) urteilt darüber: „Si notae in lib. VI Silvarum suo iure lucem videant, multum illis gratiae addent haec annexa epitaphia, quae cum gustu legentur; lepida enim et ingeniosa sunt." Sie wurden ebensowenig wie die erwähnten Erläuterungen gedruckt und sind jetzt verschollen. Mehrere Epitaphia finden sich auch in dem Anhang zur „Batrachomyomachia", in „De vanitate mundi" u. a.

und die in diese Zeit fallenden Ereignisse an, flicht auch persönliche Betrachtungen, z. B. über die Kürze des menschlichen Lebens, ein, das so schnell vergeht, wie der Donau Wellen an Neuburg vorüberfließen.

Die meisten der bisher genannten Satiren (De eclipsi solari, Solatium podagricorum, Nihil gratis usw.) sind wenig verarbeitete Konglomerate von ergötzlichen Anekdoten, lächerlichen Begebenheiten und Torheiten jener Zeit. Diese meist geistreichen Produkte der Baldeschen Muse lassen es bedauern, daß der Dichter nicht dazu kam, dieselben zu festeren, einheitlichen Kunstgebilden zu vereinigen, ein Fehler, der sich auch bei andern Werken unseres Sängers findet und der wahrscheinlich auf Kosten seines Naturells gesetzt werden muß, das in späterer Zeit einmal bearbeitete Stoffe nicht mehr anrühren wollte.

10. Die beste und geistreichste Satire, die Balde je schrieb, ist wohl die in Prosa verfaßte Humoreske *Expeditio Polemico-Poetica sive Castrum Ignorantiae* (Op. o. VI 433 ff) aus dem Jahre 1663, eine fein durchgeführte Verspottung der Gegner der schönen Wissenschaften, der „Ungebildeten", mit denen gemeinsame Sache machen alle „Idioten, Aristarchen, Momi, Zoili, Timones und Pseudokritici", deren Lager von den alten und neueren Dichtern erstürmt wird. Sarkastisch ist die Schlußbemerkung: „Was nützt es, den feindlichen Sitz zerstört zu haben? Die Torheit wohnt nirgends und überall, sie dringt ein in die Brust aller Ungelehrten und Ungebildeten, überall im Volke findet sie ein Absteigequartier." Die Tendenz der Schrift deckt sich zum Teil mit der Satire „Crisis". Sie enthält eine vorzügliche Charakteristik der alten Dichter, mit deren Werken Balde so vortrefflich vertraut ist, des Vergil, Horaz, Ovid, Lucan, Seneca, Statius, Silius Italicus, Claudianus — Plautus, Ennius, Terenz, Lucrez, Catull, Tibull, Properz — Martial, Iuvenal und Persius, auch einzelner Neulateiner (Petrarca, Vida, Sannazaro, Politiano etc.). Es bietet das Werk ein Repertoire jener Schriftsteller, die unserem Sänger den so reichhaltigen Sprachschatz geliefert haben.

b) Die Elegie.

Schon in seiner Jugendzeit zeigte sich bei Balde Neigung und Geschick für diese Dichtungsart; doch das erotische Element, das unzertrennlich damit verbunden zu sein schien, schreckte ihn vor einem längeren Verweilen auf diesem Gebiete ab. Trotzdem sind einige Elegien der Jugendzeit erhalten; sie sind erst in der Münchner Gesamtausgabe [1] zugleich mit andern späterer Zeit gedruckt worden unter dem gemeinsamen Titel:

1. *Elegiae variae.* Die älteste darunter, die „Silvarum libertas seu in theses de iure venandi“ [2], stammt aus seiner juristischen Studienzeit 1623/24. Es folgt sodann die in Ovidischem Stil und Ovidischer Eleganz gehaltene „Epistola Friderici Electoris Palatini ad coniugem“ [3], ein Bruchstück aus einer größeren Dichtung des Jahres 1628. Die „Epistola Dianae ad Venerem de morte Adonidis“ [4] gehört der Innsbrucker Zeit (1628—1630) an. Fünf Elegien [5] sind der unglücklichen Königin Maria Stuart gewidmet; für die englische Reformationsperiode zeigt unser Dichter ein besonderes Interesse, wie auch seine Ode auf Thomas Morus [6] beweist. Verschiedene andere Elegien haben religiöse Motive, namentlich das Leiden des Heilandes, zum Gegenstand.

Alle die erwähnten Elegien waren zu Baldes Zeit nicht veröffentlicht, somit seinen Bewunderern und Verehrern nicht bekannt. Diese waren daher im Unklaren darüber, ob der auf andern Gebieten der Poesie so berühmte Dichter auch in der Elegie Beachtenswertes zu leisten im stande sei. Sie bestürmten ihn mit Bitten, sich an diese weichere und zartere Dichtungsart zu wagen [7]. Indem Balde willfahrte, entstand seine

2. *Urania victrix* in den Jahren 1656—1662. Als er sich nach einem passenden Stoffe umsah, kam ihm, da das

[1] Op. o. V 241 ff.
[2] Ebd. 317 f.
[3] Ebd. 325 f.
[4] Ebd. 318 f.
[5] Ebd. 309—317; vgl. VI 480.
[6] Lyr. I 3.
[7] Einleitung zur Urania (Op. o. V 9 ff); Satira Crisis (Op. o. IV 537 ff).

mythologische und erotische Element ihm bereits allzu sehr abgesungen zu sein schien, eine Parabel des Franziskanerbruders Jakopone in den Sinn [1], in der erzählt wird, wie fünf Brüder ihre Schwester, die im Besitze einer kostbaren Perle ist, um dieselbe bitten, aber vergeblich, da die Schwester ihr Kleinod für ihren Bräutigam aufheben will. Nach der Erklärung Jakopones ist die Jungfrau die Seele, die Brüder sind die fünf Sinne, der Bräutigam ist Christus, die Perle der Wille [2]. Diese Fabel legte Balde mit einigen Änderungen seiner großen Elegie „Urania victrix" zu Grunde; darin ist Urania die christliche Seele; die fünf Sinne freien um dieselbe, werden aber standhaft zurückgewiesen, da sie ihrem himmlischen Bräutigam ewig treu bleiben will. Das Ganze ist ein mit Ovidischer Anmut geschriebener Epistelkranz, bestehend aus 15 Liebesbriefen der Freier (fünf Sinne) und aus den 15 Antworten der Urania. Somit schildert uns diese Elegie das Ringen der gottgeweihten jungfräulichen Seele gegen die seitens der sinnlichen Welt ihrem hohen Berufe drohenden Gefahren in einer großen, mächtig ergreifenden Allegorie, in der uns alle Arten der Angriffe der Sinnlichkeit vorgeführt werden. Dieser ethische Gehalt gibt der Dichtung einen dauernden Wert. Zugleich ist sie ein enzyklopädisches Kompendium des Wissens und Könnens, ein mosaikartiges Bild der Geisteskultur jener Zeit, in dem neben Religion und Philosophie alles, was die Sinne irgend reizen kann, Malerei, Musik, Tanzkunst, Rhetorik, Literatur, Kochkunst, Kosmetik, Kriegskunst, ausführlich und anziehend besprochen wird. Die Diktion ist kräftig, erhaben, beherzt und sozusagen kriegerisch. Leider ist aber die Dichtung von so viel mythologisch-antiquarischem Zierwerk überladen, daß der Genuß und zuweilen auch das Verständnis derselben stark beeinträchtigt wird; man könnte sie daher mit einer grandiosen Renaissance-Kathedrale vergleichen, die zum Schaden des künstlerischen Gesamteindruckes noch von dem unschönen Baugerüste umgeben

---

[1] Silv. VII 3. [2] Einleitung zur Urania (Op. o. V 10 f).

ist. Den Schluß bildet ein Preisgesang (Epicitharisma) zu Ehren der Königin Christine von Schweden, die, wie der Dichter berichtet, im Mai 1662 den Pfalzgrafen von Neuburg besuchte.

Das mit großer Spannung erwartete Werk, an dem der Dichter seit 1656 arbeitete, ist dem Papste Alexander VII. (Kardinal Fabio Chigi) gewidmet und daher mit einer sorgfältig abgefaßten Dedikation versehen[1]. Dieser übersandte ihm dafür eine kostbare goldene Denkmünze mit seinem Brustbild im Gewicht von 12 Dukaten, die der Dichter am 24. Sept. 1665 am Altare der hl. Maria von Foya aufhing, um dadurch zu zeigen, daß er seinen poetischen Ruhm der höheren Hilfe verdanke[2]. — Es war noch ein zweiter und dritter Teil der „Urania" geplant und von dem Dichter ausgearbeitet; beide Teile lagen bereits den Ordenszensoren zur Begutachtung vor; der eine Zensor spricht sein Urteil so aus[3]: „Haec altera pars ‚Uraniae' meo iudicio non respondet primae parti neque argumentorum gravitate neque acumine ingenii neque venustate carminis. Sunt enim argumenta multa non tantum sordida, sed etiam viro religioso indigna. . . . Acumen ingenii deficere quid mirum in tam multis et variis opusculis?" Ein anderer Zensor beginnt sein Referat: „Si non scirem esse hanc partem P. Balde, iudicarem edi non debere, quia re vera mediocritatem non superat." Auch nach Baldes Tod dachte man wiederum daran, die Schrift zu edieren. Denn eine „Censura secundae et tertiae partis Uraniae victricis, opus posthumum P. Iacobi Balde S. J."[4] besagt: „Nomini et famae Iacobi Balde et expectationi eruditi saeculi minime videtur responsurum hoc opus." Die Begründung wird in mehreren

[1] Vgl. Baldes Brief an den P. Vize-Provinzial Schorrer vom 24. Januar 1663 bei Westermayer, Jakobus Balde 272 ff.

[2] Heute ist diese Denkmünze verschwunden; der Kaufmann Jos. Grassegger sagt darüber im Neuburger Kollektaneenblatt, Jahrg. 1819, Nr 39: „Allein in neueren Zeiten mußte es (dies Geschenk) die Hochgebenedeite auf den Altar des Vaterlandes legen."

[3] Bayrisches Reichsarchiv, Jesuitica Fasc. 26, fol. 26 f.

[4] Ebd. fol. 36 f.

Punkten angegeben, darunter besagt der achte: „Reiectus iam semel a censoribus hic liber vivente auctore notandumque est lituras, quas primi censores quandoque addiderunt, non abs re additas.“ Heute sind nur noch wenige Bruchstücke vorhanden, die der Herausgeber der Gesamtausgabe in unkritischer Weise mit Elegien aus der Jugendzeit vereinigt hat [1], so daß bei einzelnen der 33 Stücke jetzt die Entscheidung der Frage schwer ist, ob sie für die „Urania“ bestimmt waren oder nicht. Wiewohl es unmöglich ist, einen inneren Zusammenhang dieser an sich meist vortrefflichen Stücke herzustellen, so geben sie uns doch Zeugnis von des früh alternden und der Welt immer mehr absterbenden Dichters heißer Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterland. Es ist ein mystischer Briefwechsel seltsamer Art zwischen Urania, die von Verlangen nach dem Heiland glüht, und ihrem Bräutigam Christus, der ihr Worte des Trostes und der Ermutigung übersendet. Aus denselben seien erwähnt: „Gespräch der Seele mit ihrem im Grabe ruhenden Leibe“; „Betrachtungen am Grabe Christi“; „Der reumütige Petrus“; „Tränen eines bußfertigen Sünders“; „Gebet der hl. Theresia: ‚O Herr, entweder will ich leiden oder sterben‘“; „Sehnsucht nach der göttlichen Liebe“; „Der Menschen Sorgen verglichen mit der Arbeit der Spinnen“; „Der Komet im Jahre 1665“.

4. Dramatische Werke.

Das Drama wurde in den damaligen Schulen sehr fleißig gepflegt, auch bei den Jesuiten; von vielen zum Teil großartigen und glänzenden Aufführungen wird uns berichtet. Es ist daher nicht zu verwundern, daß auch bei Balde diese Dichtungsart vertreten ist; seine Ansichten über Dramaturgie hat er selbst uns in einer Elegie „Turpia theatrorum spectacula sacris esse permutanda“ [2] auseinandergesetzt. In jüngeren Jahren hatte er mehrere Dramen zur Aufführung gebracht, z. B. in Innsbruck 1629 den „Iocus serius theatralis“, dessen

[1] Op. o. V 242 ff. [2] Ebd. V 306 ff.

Inhalt Westermayer[1] angibt. Von denselben ist aber nichts mehr erhalten.

Er selbst veröffentlichte nur ein Drama, die Tragödie „Jephtias"[2] im Jahre 1654. Die Tochter Jephtes hatte er zu Ingolstadt im Herbste 1637 und dann öfter unter großem Beifall zur Aufführung gebracht[3], ohne daß er die Bearbeitungen dieses Themas durch den Engländer Buchanan und den Niederländer Cornelius a Marca kannte[4]. Nach der Auslegung der Kirchenväter ist ihm das Opfer der Tochter Jephtes ein Vorbild des Opfertodes Christi; diese mystische Auffassung begründet den tieferen Gehalt der mit wohlberechneter Ökonomie angelegten Tragödie, den man bei Buchanan und a Marca vermißt, und kommt namentlich in den weit ausgesponnenen lyrischen Chören zum Ausdruck; daher heißt die in der Bibel namenlose Tochter Jephtes Menulema, eine anagrammatische Umformung für Emmanuel (Gott mit uns). Herder spendet der Tragödie hohes Lob[5]: „Es ist im Geschmack des Seneca verfaßt, voll kühner Charaktere und starker Tendenzen, fest gehalten und strenge durchgeführt. Die Tochter Jephtes wird geopfert. Bei Balde ist ein Knoten der Liebe mit eingewebt, der dem Ganzen viel Interesse gibt. Bei einer lyrischen Umarbeitung dieses Stückes für uns müßte notwendig die lindere Auslegung dieser Geschichte gelten."[6]. Mit feinem Gefühle für dramatischen Anstand läßt der Dichter die Opferung der Jungfrau nicht auf der Bühne vor den Augen der Zuschauer ausführen, sondern nur erzählen. Die Diktion ist schlicht, gefällig und daher leicht verständlich.

Diese Tragödie wurde wohl auch nach Baldes Tod noch öfters aufgeführt; von einer Aufführung berichtet das Neuburger Kollektaneenblatt[7]: „Am Schlusse des Schuljahres

[1] Jakobus Balde 274 ff (siehe Naumanns Serapeum [1864] 252).

[2] Op. o. VI 1 ff. [3] Lyr. I 33; Op. o. VII 197 f.

[4] Op. o. VI 12 f.

[5] Sämtliche Werke (Suphan) III 227.

[6] Nach der jetzt wohl allgemeinen milderen Auslegung wurde die Jungfrau nicht getötet, sondern für den Tempeldienst bestimmt.

[7] 18. Jahrgang (1852) 9.

1674 führten die Studenten auf ‚Jephtiadem‘, das Sinnbild des leidenden Christus.“

Zu den Dramen mag noch gerechnet werden die *Poesis Osca seu Drama georgicum* (Op. o. VI 337 ff) aus dem Jahre 1647, das eben nur dem Namen nach ein Drama ist. In Wirklichkeit ist es ein Gespräch zweier Bauern und des Gottes Merkur über die namenlosen Leiden des Dreißigjährigen Krieges und über den Abschluß des Ulmer Waffenstillstandes (Frühjahr 1647) zwischen Bayern, Frankreich und Schweden. Um denselben den österreichischen Tadlern gegenüber zu rechtfertigen, verfaßte Balde auf Wunsch des Kurfürsten diese größere Dichtung. Obgleich also, wie es der Dichter selbst in einer Anmerkung[1] hervorheben zu müssen glaubt, das Drama nicht von höherer Begeisterung eingegeben, sondern ihm aufgedrängt worden ist, so ist die Anlage doch eine äußerst originelle und reizvolle. Durch seine Vorliebe für die oskische (besser archaische) Sprache und durch die feinsinnige Berücksichtigung des bäuerlichen Charakters der beiden Hauptpersonen kam er auf den Gedanken, die gewünschte Apologie in oskischer Sprache abzufassen, wozu er sich aus nur wenigen Fragmenten den Wortschatz bienenartig und mühevoll zusammentragen mußte. Das in drei Teile zerfallende „Bauernspiel“ wird eingeleitet durch fünf größere Dialoge zwischen dem Dichter und der Muse Thalia, welche er bittet, ihm die Quelle der oskischen Poesie zu zeigen. Nach längerem Weigern erklärt sich die Göttin dazu bereit; die Quelle wird endlich entdeckt, was nun der Dichter in einem enthusiastischen Gedichte von 52 Strophen besingt. Er schlürft von dem eisigen Naß und ist sofort in einen oskischen Sänger verwandelt; das Lob seiner Freunde, des Grafen d'Avaux und Marsilly de Croissy, bildet den Schluß der Einleitung. Der erste Teil des Dramas (De belli malis) enthält ein in oskischer Sprache geführtes Gespräch zweier Bauern, Meliböus und Alphesiböus, welche in herzerschütternder Weise über die

[1] Op. o. VI 404.

unaufhörlichen, unsäglichen Greuel des jammervollen Krieges klagen; mit wahrhafter Treue wird hier die beständige Angst der arg mißhandelten Landleute, die Wut der raublustigen und entmenschten Soldaten, ihre raffinierte Grausamkeit und tierische Lust geschildert. Im zweiten Teil (Denunciatio pacis) naht sich Merkur, als Ziegenhirt verkleidet, den jammernden Bauern und kündet ihnen in rein lateinischen Versen den geschlossenen Waffenstillstand an. Nachdem er die Gründe dargelegt hat, weshalb die Bayern aus den Kampfreihen ausscheiden, rechtfertigt er in einem glänzenden Rückblick auf das tatenvolle und ruhmreiche Leben des greisen, ruhebedürftigen Kurfürsten dessen Politik. Da die Bauern von der gelehrten Sprache gar nichts verstehen, so zwingen sie den Götterboten zur ländlichen Ausdrucksweise. Jetzt teilt er ihnen in oskischer Sprache die freudige Friedensbotschaft mit. Der dritte Teil (Pacis tripudium) schildert, anschließend an den Frieden, ein ländliches Fest mit reichlicher Mahlzeit und heiterem Tanz. Angehängt sind noch drei Beigaben, von denen die zweite (Epicitharisma) in oskischer Mundart einen schwungvollen Preisgesang auf die hl. Maria vom Siege, die Patrona Bavariae, enthält. Die dritte Beigabe ist eine 54 Strophen umfassende sapphische Ode an seinen Gönner, den Grafen d'Avaux, in welcher der Dichter seine Rückkehr zur klassisch-lateinischen Poesie demselben verkündet. Diesem Gönner Baldes ist überhaupt das ganze tief durchdachte Drama, nach dem Urteile Alb. Knapps ein „überaus wundersames Gedicht", gewidmet.

Ferner wird in der Ausgabe den „Opera dramatica" eingereiht *Arion Scaldicus sive celeusma triumphale* (Op. o. VI 259) aus dem Jahre 1649, ein jetzt reizloses, mit vielen allegorischen Anspielungen ausgestattetes Festspiel auf die Eroberung Antwerpens im Jahre 1585 durch den General Alexander Farnese (Arion Scaldicus); es besteht nur aus lyrischen Monologen und Chorgesängen in mannigfachen Metren.

5. Lehrdichtungen.

Es sind Dichtungen, die des Verfassers Empfindungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen wehmütigen Ausdruck verleihen.

1. *Poema de vanitate mundi* (Op. o. VII 1 ff) aus dem Jahre 1636. Es ist gewidmet einem seiner Ingolstadter Schüler, dem poetisch veranlagten polnischen Grafen Sigismund von Dönhoff. Ohne Zweifel ist es das merkwürdigste Geistesprodukt, das aus der Feder des Dichters geflossen ist. An der Hand der Geschichte führt er uns vorbei an den Ruinen all des Großen, das Menschengeist und Menschenkraft seit Jahrtausenden geschaffen hat, das aber dem zerstörenden Hauche der Zeit verfallen ist, nach dem Spruche des weisen Salomon: „Es ist alles eitel unter der Sonne." Troja und Griechenland, Rom und Byzanz und auch seine Zeit wird uns in ihrer Vergänglichkeit gezeigt; und zuletzt, nachdem jedes Bild verblichen ist, wird unser enttäuschter Blick nach oben zum Friedensreiche gelenkt, wo die ewige, allein begehrenswerte Wahrheit in unvergänglicher Schönheit thront. Das Gedicht enthielt in seiner ersten Gestalt vom Jahre 1636 hundert lateinische und ebensoviele deutsche jambische Strophen; später wurde es erweitert, indem der Verfasser die Gedanken jeder einzelnen Strophe in mehreren verschiedenen Versmaßen umschrieb. Über jeden der hundert Abschnitte ist ein passender, dem Alten Testament entnommener Spruch gesetzt. Den Anfang eines jeden Abschnitts macht, wie Balde selbst in der Vorrede die Leser belehrt, ein „doppelstirniger Anakreon", das ist eine lateinische Strophe im anakreontischen Versmaß, sodann eine gleiche deutsche Strophe, die eine freie Übersetzung der ersteren ist. Diese zwei Strophen führen den Reigen und laden durch den kräftigen Duft eines scheinbar harmlosen Liedes ein, sich auf die erspähte Beute zu stürzen. Hierauf folgen zwei durch eine Zwischenstrophe von acht Hendekasyllaben getrennte Elegien in je vier lateinischen Distichen. Diese Elegien sind, nach des Dichters Ausdruck, weinende, aber bewaffnete Amazonen, Töchter der großen

Schmerzens- und Seelenmutter. Sie weinen zu Hause; in Feld und Wald ist ihr Auge trocken. Doch bald verrät sich ihr Geschlecht; mit verhaltenen Tränen verwunden sie den üppigen Mutwillen; unversehens fahren sie mit der Lanze empor und jagen die Heulenden dahin und reißen durch ihr Weinen Wunden auf. Die eingeschobenen Hendekasyllaben sind Jünglinge von männlicher Kraft, die nichts Weibliches an sich haben, sondern mit Anstrengung kämpfen. Der Skazon[1] endlich, ein rauher Kriegsknecht, steht durch seine eigene Schwere fest; trotzig, schnell dahinfahrend und scharfschneidig, achtet er höfischen Anstand nicht; er spricht barsch heraus, was er fühlt, und behält das letzte Wort.

Betreffs der Tendenz dieses Gedichtes bemerkt der Verfasser selber in der Vorrede, wohl in Erinnerung an seinen poetischen Lehrmeister Horaz[2]: „Ernste Wahrheiten, in ernster Form vorgetragen, verschmäht unsere Zeit. . . . Sie will getäuscht sein durch gefällige Formen in Benehmen und Rede." Das Gedicht führt im Tone einer philosophischen Betrachtung durch alle Sphären des Natur- und Menschenlebens, und indem es in den Ruinen irdischer Größe und Schönheit die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen zeigt, macht es den Eindruck einer großen Tragödie; daher fand es bei allen ernstgesinnten Geistern bald allgemeine Anerkennung und die ausgedehnteste Verbreitung, „populari plausu carmen vernaculum de Vanitate Mundi passim extollebatur", sagt der Dichter selbst[3]. Barläus schrieb darüber später an Balde[4]: „Nichts ist unsterblicher als deine Gesänge von der Eitelkeit der Welt; du schilderst sie so, daß du die Eitelkeit verewigt zu haben scheinst." Und Herder urteilt darüber: „Es ist die Summe der Erfahrungen seines Lebens, voll Poesie, in einem sehr abwechselnden Wohlklange."

2. *Agathyrsus* (Op. o. VII 209) aus dem Jahre 1637[5], zuerst 1638 bloß lateinisch veröffentlicht, später von Balde

[1] Vgl. Lyr. II 49. [2] Sat. I, 1, 24 ff.
[3] Somnii Interpret. (ed. v. Freyberg) 217 f.
[4] Epist. lib. II 936 (siehe Beilage II). [5] Lyr. I 15.

vierfach ins Deutsche umgedichtet, wozu noch drei Freunde, J. Meichel, J. Kuen und Th. König, je eine deutsche Übersetzung hinzufügten. Der lateinische Text und diese Übersetzungen erschienen 1647. Es ist ein Lob- und Trostgedicht über die Vorzüge der vom Dichter in vielen Oden besungenen Magerkeit [1], dazu bestimmt, als Vereinslied in der Congregatio Macilentorum gesungen zu werden.

3. *Chorea mortualis* (Op. o. VII 385) aus dem Jahre 1649, „Todtentantz oder Klaglied, gesungen nach dem kläglichen Hintritt der Allerdurchlauchtigsten Kaiserin Leopoldinä", das zuerst anonym erschien; der an zarten Gefühlen reiche Trauergesang belehrt uns, wie das Glück und Unglück neben dem Tode über die Menschen herrschen. Er besteht aus 33 vierzeiligen Reimstrophen, den einzigen, die Balde in lateinischer Sprache verfaßt hat; in sehr kunstvoller Weise gehen die zwei letzten Verse der 31 ersten Strophen auf die bedeutsamen Reimwörter „sors-mors" oder „mors-sors" aus.

Hier mag angereiht werden das

4. *Poema Somnium inscriptum sive Interpretatio eiusdem Somnii quale auctor viderat anno XLII de Cursu Historiae Bavaricae a Didaco Valarado* aus dem Jahre 1649 (herausgegeben von Freyberg, Sammlung historischer Schriften und Urkunden IV 179 ff). Die Schrift bringt den Unmut Baldes über seine Stellung als Hofhistoriograph zum beredten Ausdruck; sie ist reich an interessanten, namentlich für die Historiker wichtigen Details [2].

6. Deutsche Dichtungen.

Die bisher besprochenen Werke sind alle in lateinischer Sprache verfaßt. In seiner Muttersprache hat Balde ursprünglich nur ein einziges Werk geschrieben: Ehrenpreiß der Allerseligsten Jungkfrawen und Mutter Gottes Mariä (Op. o. VII 232) aus dem Jahre 1638. Seine übrigen deutschen Dichtungen sind nur Übersetzungen weniger zuerst lateinisch verfaßter Werke, nämlich des „Poema de vanitate

[1] Siehe oben S. 40. [2] Siehe oben S. 35.

mundi", „Agathyrsus" und des „Genethliacon Eleonorae Magdalenae Princ. Neoburgicae" [1]. Ihrer Zahl nach verschwinden sie gegenüber den lateinischen Dichtungen, noch mehr ihrer poetischen Form und ihrem inneren Werte nach. Der alemannische Oberrhein, der Südwesten Deutschlands war eben längst nicht mehr, wie zur Zeit der Staufer, der Brennpunkt nationalen, poetischen Lebens; dieser war immer mehr gegen Norden gerückt. Auch hatte sich seit der Reformation eine starke Opposition zwischen dem katholischen Süden und dem protestantischen Norden herausgebildet; bei dem sprachlichen Kampfe siegte der obersächsische (Meißner) Dialekt, wurde aber im Süden noch lange bis ins 18. Jahrhundert verschmäht, wie überhaupt sich hier auch heute noch eine in mancher Beziehung zu billigende Vorliebe für Dialekte sich zeigt. Infolgedessen wurde auch die deutsche Poesie bei den Katholiken nicht in dem Maße gepflegt, wie es im Interesse der einheitlichen Sprachentwicklung wünschenswert gewesen wäre. Dieserhalb richtet der Jenaer Professor Georg Litzel in einem sonst an gehässigen Ausfällen gegen die Jesuiten überreichen Buche sehr verständige Mahnungen an die Katholiken [2]. Balde hat sich nie von der alemannischen Mundart ganz frei machen können, ein Grund, dem nicht zum wenigsten die rauhe Form seiner deutschen Dichtung zuzuschreiben ist. Dies fühlte er auch selbst. Der Umstand, daß der mehr geschmeidige Schliff des Nordens ihm nie eigen war, und die gesamte Geschmacksrichtung der Epigonen des Humanismus mögen mit ein Grund gewesen sein, daß er in seinen Werken

[1] Das anonym erschienene Werkchen „Paradoxum musicum" enthält nach Art vieler Carmina burana Strophen mit durcheinandergemengten lateinischen und deutschen Versen, z. B.:

> Ein Nagel-Neues Lied
> dolore tactus ordior
> Mit Hertz-betrüebtem Gemüeth;
> Arx firma nihilominus,
> Si non custodit Dominus,
> cadit, wann's Gott nit b'hüet.

[2] Der Undeutsche Katholik. Von Megalissus (Pseudonym). Jena 1731.

sich des Lateins bediente. Daß die deutsche Sprache bei ihrer damaligen Unvollkommenheit sich wenig für den Ausdruck hoher Gedanken eigne, erkannte sein Dichtergeist sofort. „Non sane laurum meriturus“, urteilt er in dieser Beziehung, „rhythmo quasi pedestri in materna lingua.“[1] Nicht Verachtung der Muttersprache war es, noch weniger die herrschende Gewohnheit des Jesuitenordens, was ihn zur Wahl der lateinischen Sprache hindrängte; denn zur selben Zeit haben die französischen Jesuiten ihre heimische Literatur durch schön geschriebene Werke in französischer Sprache bereichert, haben deutsche Jesuiten die deutsche Sprache gepflegt; Balde selbst, der vom elterlichen Hause her seine Muttersprache liebte[2], richtet seinen strafenden Zorn gegen jene, die aus Geringschätzung derselben sich eines fremden Idioms bedienen[3].

Als deutscher Dichter steht Balde weit hinter seinen Zeit- und Glaubensgenossen, dem adeligen Jesuiten Friedrich Spee (1591—1645) und dem gefühlvollen Konvertiten Johannes Scheffler, der seine Werke unter dem Namen Angelus Silesius herausgab (1624—1677). Spees Lieder wie Baldes Ehrenpreis knüpfen an die lateinischen Hymnen des Mittelalters an und setzen den mystischen Minneton fort. Jedoch wie verschiedenartig ist die Lyrik der beiden Ordensgenossen. Die zarten Idyllen des milden Spee gestatten einen Ausblick in die webende Natur wie in eine Waldheide voll üppigen Graswuchses, wilder Blumen, mit rauschenden Gießbächen; Bienen summen über die Heide und bergen sich in den tiefen Kelchen der Waldglockenblumen; Nachtigallen singen in grünen Zweigen und dichtverwachsenem Gebüsch; des Sängers Harfe klingt. Wie schwächlich und ärmlich nimmt sich dagegen Baldes „Ehrenpreis“ aus, der ohne Zweifel seine beste deutsche Dichtung ist. Die Kanzone trägt nicht schwer an originellen Gedanken. Nach berühmten mittelalterlichen Mustern ergeht der Dichter sich in einer Reihe von Bildern, die dem Hohen-

[1] Somnii Interpret. (ed. v. Freyberg) 218.

[2] Siehe oben S. 3 f. [3] Silv. III 3, 41 f; Op. o. VI 347.

lied oder der minnenden Mystik des ausgehenden Mittelalters entlehnt sind, oder er vergleicht die Gottesgebärerin mit den starken Frauen und Heroen des Volkes Israel, um ihre Reinheit, Demut, Macht, Herrlichkeit und ewige Glorie vor den Menschenkindern erstrahlen zu lassen. Die Sprache im allgemeinen ist rauh, geschraubt und oft unklar, der Reim verwahrlost und durch die vielen Assonanzen verunstaltet; die fünfte Zeile der Strophe, die aus zwei endreimenden Kurzzeilen besteht, mahnt zuweilen an die Knittelverse der Jobsiade. Dem Inhalte fehlt die schlichte Unmittelbarkeit und durchsichtige Planmäßigkeit. Der Dichter prunkt mit antiquarischer und biblischer Gelehrsamkeit. Aus diesen Gründen sind die Strophen nicht leicht verständlich [1], und das Gedicht eignet sich zu nichts weniger als zum Volks- oder Prozessionsgesang, wenn es auch anfänglich nach der Angabe S. Mairs [2] großen Anklang fand.

Somit verrät seine deutsche Verskunst mehr guten Willen als reife Kunst. Da findet sich nirgends eine Spur von des Silesius kühnem Flug, der an Schiller erinnert, von der seltenen Innigkeit des Gefühls des Schlesiers, wie es in der „Heiligen Seelenlust“, von der Glut der Empfindung, wie sie in dem kräftigen Liede: „Auf, auf, o Seel, auf, auf zum Streit“ oder: „Mir nach, spricht Christus unser Held, mir nach, ihr Christen alle“ uns entgegentritt; keine Spur von dem Reichtum und der Erhabenheit der Bilder, der Tiefe des Gehalts, der reinen, anmutigen, durchsichtigen Form des

[1] Vgl. z. B. Strophe 5:

Abigail war nie so klug,
Die David eingenommen,
Und die durch ihren Wasserkrug
Den Isaak hat bekommen.

Hier wird der unbefangene Leser des Pronomen „die“ im dritten Vers auf Abigail beziehen, während durch den dritten und vierten Vers Rebekka bezeichnet wird.

[2] Op. o. VII 326. — Ein jüngerer Zeitgenosse Baldes, der protestantische Dichter M. J. U. Erhard (Rosetum Parnassium, Stuttgardiae 1674, 86), nennt das Gedicht eine „elegantem odam“.

„Cherubinischen Wandersmannes“! Die deutsche Bibelsprache, aus der die Kraft und Zartheit des Wortes fließt, war dem Liebhaber des lateinischen Bibeltextes nie zu eigen geworden.

In den durch Übersetzung entstandenen größeren Gedichten (Agathyrsus, De vanitate) erinnert oft nur der Reim äußerlich an Poesie. Bei seinem Streben nach Einfachheit und Verständlichkeit fällt Balde oft ins Hausbackene; der gelehrte Schwulst, der die Sprüche praktischer Lebensweisheit durchleuchten soll, nimmt dem erstrebten lapidaren Ausdruck die prägnante Kraft. In dieser Richtung charakterisiert ihn zutreffend der genannte Litzel[1]: „Ich halte ihn für einen lateinischen Poeten und deutschen Versmacher.“

Seine Ordensgenossen selbst scheinen Anstoß an dem rauhen Äußeren seiner deutschen Muse genommen zu haben. In einer Zensur des Gedichtes „Die Eitelkeit“ sagt der gestrenge Zensor[2]: „Prorsus edendum non censeo (hoc opusculum), quia phrasis germanica est dura, poesis durior; in versuum ac iocorum parum quandoque decentium gratiam quidlibet audet et dicit; voces sunt multae viles, plebeiae, triviales.“ Ferner findet sich in „Georgii Heseri censura et iudicium de poemate germanico P. Jacobi Balde“[3] folgendes Verdikt: „Religioni ducerem mihi, si censore me et approbatore hoc poemation prodiret in lucem has ob causas: 1) Vult docere linguam germanicam, quam ipse nescit, ut passim in oculos lectoris occurrit. 2) Carpit Opitium et alios poetas germanicos, quibus ipse herbam non porrigit.“[4] Was das letztere betrifft, so spricht der Vorwurf mehr zu Gunsten des guten Geschmackes und der Urteilsschärfe Baldes als gegen ihn. Denn wohl selten hat ein Dichter mit so geringem Recht eine so bedeutende Stellung in der Literaturgeschichte errungen als Opitz. „Es

[1] Der Undeutsche Katholik 53.

[2] Bayrisches Reichsarchiv, Iesuitica Fasc. 26, fol. 6.

[3] Ebd. fol. 7. Gemeint ist das jetzt verlorene Gedicht: „Centuria secunda der warheit, gesungen von der Welt eitelkeit.“

[4] Ein dritter Grund ist die zu große Freimütigkeit des Dichters: „Virum natu magnum et quod caput est religiosum non decent, quae canit stropha 1 2 9 11 16 35 36 38 41 53 94 95 97 98 etc.“

ist schon unzählige Male wiederholt worden", meint Vilmar[1], „daß Opitz nichts weniger gewesen sei, als ein poetisches Ingenium, nichts weniger als ein erfindungsreicher, gedanken- und sprachgewaltiger Geist; er war ein Talent, wenn man will, eine Mittelmäßigkeit, gleich so vielen mittelmäßigen Talenten zu allen Zeiten, welche das in der Welt vorhandene geistige Element geschickt aufzufassen und an den Mann zu bringen verstehen, die des Stichwortes sich bemächtigen und es geltend zu machen wissen; ein Talent, welches die übrigen Talente und sogar den großen Haufen nicht allzusehr überragt, so daß sich die mittelmäßige Menge in ihm immer wiederfindet, und welches durch Anschmiegen an alle nur irgend bedeutenden Persönlichkeiten und durch das Segeln mit allerlei Winden sich des Wohlwollens aller zu versichern versteht. Eine dieser schwachen, gutmütigen, eiteln, in einer stärkeren Zeit verachteten, in Zeiten der Schwächen viel geltenden Naturen war Martin Opitz. . . . Er verdarb es mit niemand; zu gleicher Zeit übersetzte er für den Burggrafen von Dohna ein zur Katholisierung seiner schlesischen Landsleute und Glaubensgenossen bestimmtes katholisches Buch, den Becanus, und für den Rat zu Breslau, den erbitterten Gegner Dohnas, des sog. schlesischen Seligmachers, des Hugo Grotius Gedicht von der Wahrheit der christlichen Religion; an alle Großen, an die schlesischen Herzoge wie an die dänischen Prinzen, an den Kaiser Ferdinand II. wie an den König von Polen und später an Oxenstierna wußte er sich anzuschließen — alle sang er gewissermaßen der Reihe nach an und galt eben darum bei seinen schwachen, in lauter Äußerlichkeiten befangenen Zeitgenossen so sehr viel."

Opitzens Bedeutung liegt fast ausschließlich auf dem theoretischen Gebiete; seine Dichtungen sind mehr schulmäßige Beispiele zur grauen Theorie seiner „Poeterey". Doch gebührt ihm das Verdienst, die tief gesunkene deutsche Poesie durch seine theoretischen Vorschriften gehoben zu haben, in-

---

[1] Literaturgeschichte (25. Aufl.) 287.

dem er auf die Nachahmung der Alten hinwies, den sprachgemäßen Fluß des deutschen Verses wieder geltend machte und die abhanden gekommene Leichtigkeit der Darstellung wiederzugewinnen suchte. Der innere dünne Gehalt seiner Poesie konnte natürlich einem Dichtergenius wie Balde nicht imponieren. Es zeugt daher von kritischem Scharfblick und edlem Freimut, wenn dieser die ganze Hohlheit und langweilige Nüchternheit der Poesie des „Allgewaltigen" geißelte. Zu bedauern ist es, daß infolge des Verschwindens der erwähnten Dichtung wir nicht im einzelnen wissen, was Balde an Opitz zu tadeln hatte. Bezüglich des geregelten Wechsels von Hebung und Senkung oder betonter Stammsilben und unbetonter Nebensilben genügt Baldes deutsche Verskunst den von Opitz in seiner „Poeterey" gestellten Anforderungen, so daß die Annahme berechtigt ist, unser Dichter sei früh mit diesem theoretischen Werke bekannt geworden.

Was das Versmaß der deutschen Poesie Baldes betrifft, so besteht die Strophe des „Ehrenpreis" und des „Poema de vanitate mundi" aus acht Versen, von denen die vier ersten kreuzweise, ferner die sechste und achte reimen, während die fünfte und siebente aus je zwei endreimenden Kurzzeilen besteht. Die ungeraden Verse bestehen aus vier jambischen Füßen und reimen stumpf, die geraden Verse bestehen aus dreieinhalb jambischen Füßen mit klingendem Schluß. Dem „Agathyrsus" liegt ein doppeltes Strophensystem zu Grunde. Die erste Strophe ist gebaut wie die Marienstrophe, die zweite besteht aus sechs stumpf reimenden trochäischen Versen, von denen der erste, zweite, vierte und fünfte vierfüßig und paarweise gebunden, der dritte und sechste zweifüßig und gebunden sind.

Wenn nun auch Balde auf dem Gebiet der deutschen Poesie uns nicht als der sprachgewaltige und durch Schönheit der Form hervorragende Geist wie in der lateinischen Poesie entgegentritt, so quillt doch zuweilen durch die rauhen Formen seiner deutschen Poeme das muntere Leben seiner lateinischen Oden, und Geistesblitze zucken dann durch den nebelhaften Schwulst.

Somit kommt er als deutscher Dichter nicht über die breite Straße der Mittelmäßigkeit hinaus; trotzdem muß es ihm zu unverwelklichem Ruhme und als ein Zeichen seiner lautern vaterländischen Gesinnung angerechnet werden, daß er mitten in der sprachlichen Barbarei und unter dem Drucke der literarischen Fremdherrschaft das Banner der vaterländischen Sprache und Kultur stets hochgehalten und die deutsche Poesie mit den ihm zu Gebote stehenden Kräften zu fördern bestrebt gewesen ist. Durch seine deutschen Dichtungen hat er sich auch das in den Augen der Sprachforscher dankenswerte Verdienst erworben, eine große Menge mundartlicher Ausdrücke und volkstümlicher Redensarten gerettet zu haben [1].

7. Ungedruckte oder verlorene Werke.

Viele Werke Baldes sind nicht gedruckt worden, vielfach weil sie vor der Ordenszensur nicht bestehen konnten. Die meisten derselben sind verschleudert und bis jetzt nicht mehr aufgefunden worden. Anbei die Titel dieser Werke:

1. Verschiedene Jugendgedichte [2].
2. Nichtigkeit und Gefahr der irdischen Liebe, aus dem Jahre 1627 [3].
3. Regnum veterum poetarum, aus dem Jahre 1628 [4].
4. Drama: „Jocus serius theatralis“, das er in Innsbruck zur Aufführung brachte [5].
5. Mehrere Elegien aus der Zeit seines Aufenthaltes in Innsbruck [6].
6. Abhandlung über die Schöpfung der Sonne [7].

---

[1] In den „Historisch-politischen Blättern“ LXXXIV (1879) 215 ist erwähnt, daß der am 25. Mai 1847 verstorbene Professor Ludwig Aurbacher (München) in der Zeitschrift „Eos“ einen Aufsatz „Jakob Balde als deutscher Dichter“ veröffentlicht habe. Wie mir Herr Dr Jöchner aus München nachträglich mitteilt, steht er im 18. Jahrg. (1829) Nr 6 u. 7.

[2] Siehe S. 5.

[3] Siehe S. 22. [4] Siehe S. 22.

[5] Siehe S. 106; Westermayer, Jakobus Balde 274.

[6] Siehe S. 22. [7] Siehe S. 23.

7. Notae in libr. 6 Silvarum[1]. Diesen Noten waren beigefügt eine große Zahl von Grabinschriften, über die sich eine Ordenszensur[2] sehr lobend äußert.

8. Centuria secunda der Wahrheit gesungen von der Welteitelkeit; hierzu eine Vorrede mit dem Titel: „Crisis Poesos Germanicae“ aus dem Jahre 1654[3].

9. Deutsche Übersetzung des Wiegengesanges auf die Geburt der neuburgischen Prinzessin Eleonora Magdalena Theresia[4].

10. Der zweite und dritte Teil der „Urania victrix“[5].

11. Kommentar zur „Urania victrix“[6].

12. Elogium auf den P. Drexelius[7].

13. Sehr zu bedauern ist es, daß uns die ohne Zweifel glänzenden oratorischen Leistungen Baldes, seine Reden, nicht erhalten sind. Schon in jungen Jahren wurde er für einen vortrefflichen Gelegenheitsredner gehalten und mußte als solcher öfters auftreten. So hielt er die Begrüßungsrede bei dem Besuche, den während Baldes Aufenthalt in Innsbruck der Herzog Albert VI. dem dortigen Jesuitenkollegium abstattete. Ferner begrüßte er im Jahre 1635 die aus der Gefangenschaft nach München zurückgekehrten Geiseln; als später diese mit großem Beifall aufgenommene Rede gedruckt werden sollte, verweigerte die Ordenszensur, wie schon erwähnt, mit Rücksicht auf die Königin Christine, Gustav Adolfs Tochter, die Erlaubnis. Im Herbst 1651 war ihm die Leichenrede beim Begräbnis des Kurfürsten Maximilian I. übertragen. Aus seiner Neuburger Zeit werden sechs Gelegenheitsreden erwähnt[8]; u. a. hielt er im Januar 1656 bei der Konversion des Herzogs von Sulzbach Christian August in Neuburg die Festrede, die so

[1] Siehe S. 76.

[2] Bayrisches Reichsarchiv, Jesuitica Fasc. 26, fol. 37 b.

[3] Siehe die Kritik eines Ordenszensors (Bayrisches Reichsarchiv, Jesuitica Fasc. 26, fol. 7) oben S. 116.

[4] Siehe S. 113; mitgeteilt ein Bruchstück von Grassegger im Neuburger Wochenblatt, Jahrg. 1825, Nr 1.

[5] Siehe S. 105. [6] Siehe S. 76. [7] Siehe S. 34.

[8] Neuburger Kollektaneenblatt, 17. Jahrg. (1851), 8 9 10 11 23 25.

sehr gefiel, daß die Zuhörer den Druck derselben ungestüm verlangten; doch der Herzog, dem die Rede gegolten hatte, verhinderte den Druck. Mehrere Jahre hindurch war er Hof- oder Stadtprediger in München, Landshut, Amberg und Neuburg. Daß er als solcher mit großem Erfolge predigte, ist bereits hervorgehoben [1].

14. Im Interesse der Geschichte der Kultur während des Dreißigjährigen Krieges ist auch der Verlust seiner Briefe zu bedauern. Die im Briefstile gehaltenen Vorworte und Widmungen, die vielen seiner Werke vorausgeschickt sind, erweisen, daß er auch auf diesem Gebiete ein Meister gewesen ist.

8. Ausgaben.

Die Ausgaben sind verzeichnet in der „Chronologischen Übersicht der Werke Baldes" bei Westermayer 253 ff und bei C. Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, I. 816 ff (abgedruckt in Paul Mury et C. Sommervogel, Jacques Balde S. J., Straßburg 1901, 51 ff); hierzu einige Ergänzungen und Berichtigungen von mir in dem Straßburger Diözesanblatt, 20. Jahrg. (1901) 90 ff [2]. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke ist die Münchner vom Jahre 1729: „Iacobi Balde e Societate Iesu Opera poetica omnia, 8 Bde" [3]. Sie ist ebenso selten wie fehlerhaft. Eine die Anforderungen der wissenschaftlichen Kritik befriedigende Gesamtausgabe gibt es leider nicht; sie ist indessen auch nicht unbedingt nötig. Für den Literar- und Kunsthistoriker genügt die Münchner Ausgabe. Wohl aber verdienen seine vollendetsten Werke eine Neubearbeitung, die „Carmina ly-

[1] Siehe S. 33.

[2] In einem früher dem elsässischen Historiker Strobel, jetzt der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek gehörigen Exemplar der Orellischen Ausgabe finde ich diese handschriftliche Bemerkung: „Jak. Balde, Lyr. libri IV, Epodon liber I et Silv. libri IX. Denuo recognovit et edidit Joseph Merkel, Aschaffenburg, Theod. Pergay, 1 vol., 1. Prachtausgabe 2 Reichsthaler, 2. Schulausgabe 1 Reichsthaler 16 Gr. oder 3 Gulden." Trotz mehrfacher Bemühungen konnte ich diese Ausgabe nirgends finden.

[3] Von den gedruckten Werken Baldes fehlen darin die pseudonyme „Somnii Interpretatio" und das anonyme „Paradoxum musicum".

rica", „Silvae lyricae", „Philomela", „Batrachomyomachia", „Medicinae gloria" und eine Auswahl aus den übrigen Dichtungen. Durch eine kritische Neuausgabe dieser poetischen Perlen würde einerseits eine Ehren- und Dankesschuld gegen den patriotischen Dichter abgetragen, anderseits unserem Volke eine gesunde, kräftigende und veredelnde Geistesnahrung zugeführt werden.

Viertes Kapitel.

Baldes Ruhm und Nachleben.

Balde fand schon in seinem Leben große Anerkennung, in weit größerem Umfange als alle seine Zeitgenossen, mögen sie in lateinischer oder deutscher Sprache ihre Poesien verfaßt haben. Er wurde der Freundschaft des Hofes und seiner entfernten Mitglieder in reichem Maße gewürdigt. Papst Alexander VII. schenkte ihm eine goldene, zwölf Dukaten schwere Denkmünze, König Ludwig XIV. ließ ihm ein reiches Geldgeschenk durch seinen Gesandten übermitteln. Seine Werke wurden nicht bloß in Deutschland, sondern auch im Auslande, namentlich in Holland, Frankreich, Italien und Polen fleißig gelesen und erlebten infolgedessen schon zu seinen Lebzeiten viele Auflagen, auch ausländische, so z. B. sein „Poema de vanitate mundi" zu seinen Lebzeiten vier und nach seinem Tode elf weitere Auflagen. Einem seine Werke unermüdlich lesenden Freunde kann er daher mit Stolz schreiben[1]: „Meine lyrischen Gedichte, ihre Gedanken und Geheimnisse kennst du so gut wie ich." Und an einer andern Stelle[2]: „Nach dem Erscheinen meiner lyrischen Ge-

---

[1] Op. o. VI 434.

[2] Somnii Interpret. (ed. v. Freyberg) 206; Silv. IX 3, 59 f läßt er die Muse zu sich sprechen:

„. . . Dich lesen Bataver und Franken,
Rom selbst schenket dir Huld."

Vgl. auch die Bemerkung des dem verstorbenen Dichter im Orden gewidmeten Nachrufes, daß er „in Belgien, Frankreich, Italien und Deutsch-

dichte klatschte mir der Erdkreis Beifall." Sein literarischer Mäcen, Graf Claude de Mesme, hält es nicht unter seiner Würde, einem Freunde, der noch nicht in den eigentümlichen Stil des Dichters eingedrungen ist, dunkle Stellen desselben mündlich und brieflich zu erläutern [1]. Jubelnd und anerkennend schreibt daher der Benediktinerpater Joh. Werlin in dem stillen Kloster zu Seeon [2]:

Der P. Jakob Balde ist
Ein Fendrich der Poeten.
Sein Fenlein schwinget er mit List
Geziert mit gülden Ketten.
Ist über alle
In diesem Falle
Wie schön Christalle,
Ein gueter Harpffenist
Nach allen Qualiteten.

Auch wurden schon zu seinen Lebzeiten einzelne seiner Werke übersetzt. Seine deutsche Dichtung „Ehrenpreiß der Allerseligsten Jungkfrawen" fand sofort vier lateinische Übersetzer (die Jesuiten S. Mair, E. Bidermann, M. Pexenfelder, K. Sonnenberger), während Balde selbst der fünfte lateinische Übersetzer ist, sein lateinischer „Agathyrsus" drei deutsche Übersetzer (J. Meichel, J. Kuen und Th. König) [3], während er selbst vier deutsche Bearbeitungen lieferte; seine „Chorea mortualis" wurde übersetzt von dem Weltpriester J. Kuen, seine „Satyra contra abusum Tabaci" von Sigm. v. Birken [4], der ihm zuerst die ehrende Bezeichnung „Der deutsche Horaz" gab

---

land hohes Ansehen genieße" (erwähnt von Gietmann in Stimmen aus Maria-Laach, Jahrg. 1904, S. 7). Auch in Polen fand er ehrende Beachtung; sein Gedicht „Somnium" (Silv. VII 16) wurde dreimal ins Polnische übersetzt; die erste Übersetzung aus dem Jahre 1647 erlebte vier Auflagen (P. Mury et C. Sommervogel, Jacques Balde S. J., Strasbourg 1901, 66).

[1] Westermayer, Jakobus Balde 268 ff. [2] Ebd. 111.

[3] Die deutschen Übersetzungen von den Nichtjesuiten Meichel und Kuen fehlen in der Münchner Gesamtausgabe, VII. Band.

[4] Vgl. das Verzeichnis seiner Schriften in seiner Rede-bind- und Dichtkunst, Nürnberg 1679.

(1658), sein „Solatium podagricorum“ von J. L. Faber (Ferrando), Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg, der auch das Gedicht Silv. II 5 ins Deutsche übertrug mit der Überschrift: „Jesu des Gekreuzigten Erhöhung und Judas seines Verräters Verschmähung aus Jak. Baldes poetischen Wäldern“ [1], mehrere seiner Oden von Andreas Gryphius und dessen Gönner, dem kaiserlichen Pfalzgrafen von Schönborn [2]. Mit Rücksicht auf diese Übersetzungen und die noch zu erwähnenden Nachahmungen kann man dem Urteile von Gervinus [3] beistimmen: „Balde hat mit seiner lateinischen Dichtung entschieden auf die deutsche Poesie gewirkt.... Andreas Gryphius hat für seine geistliche Poesie, angeregt durch das Phantasievolle in Baldes Dichtungen, vieles von ihm gelernt.“

Seine Dichtungen erwarben ihm eine große Zahl von vortrefflichen, die Poesie liebenden und zum Teil selbst dichtenden Freunden, die bereits kurz erwähnt sind [4]. Einer derselben, der Baron Ferdinand von Fürstenberg, später Bischof von Paderborn, machte, als er im April 1652 nach Italien reiste, unserem Dichter einen Besuch in Landshut [5] und nimmt in der Ode „Ad Germanos“ [6] von ihm Abschied, indem er ihn mit dem von Ovid dem Horaz beigelegten ehrenden Epitheton „numerosus“ auszeichnet. Sein begeistertster ausländischer Lobredner ist ohne Zweifel der Holländer Barläus.

Eine hohe Anerkennung wurde Baldes Dichtung auch dadurch zu teil, daß man sie in den Dienst der hohen Politik stellte, wie wir dies bei Besprechung seines „Drama georgicum“ gesehen haben. Daß seine Friedensoden sehr vieles zum endlichen Abschluß des Friedens beigetragen haben, ist auf Grund des Urteils von Barläus oben erwähnt worden.

---

[1] Die gesunde Krankheit oder Trost der Podagrischen, Nürnberg 1677. — Jesu des Gekreuzigten etc., Nürnberg 1667.

[2] Andreas Gryphius, Lyrische Gedichte, herausgegeben von H. Palm, Stuttgart (Literarischer Verein Nr 171), 260 ff.

[3] Gervinus-Bartsch, Geschichte der deutschen Dichtung III, Leipzig 1872, 430.

[4] Oben S. 36 f. [5] Op. o. IV 301.

[6] Septem illustrium virorum poemata, Amstelodami 1672, 267.

Ehrenvoll für den Jesuitendichter war der feierliche Empfang, der ihm von dem protestantischen Magistrat in Nürnberg und von dem protestantischen Universitätssenat in Altdorf bereitet wurde.

Die ihm gezollte Anerkennung dauerte noch längere Zeit nach seinem Tode fort. Als sein Tod auswärts bekannt wurde, erschienen eine Menge Briefe von Gelehrten, vorzüglich protestantischer Religion, die um die Feder des verblichenen Dichters baten [1]; die Ratsherren von Nürnberg warfen über dieselbe das Los; diese Tatsache ist dargestellt durch einen zierlichen Stich mit der Jahreszahl 1688 [2] in Westenrieders historischem Kalender. Des Dichters Neuburger Schüler Widl, ebenfalls Jesuit (1639—1710), betrauert seinen Tod in zwei Oden, Christoph Bechtlin in einem kurzen Epigramm, der genannte Ferdinand von Fürstenberg in einer Elegie [3]. M. Joh. Ulr. Erhard (gebürtig aus Wildberg, 1676 Klosterpräzeptor in Hirsau, 1679 Pfarrer in Maichingen, 1696 Professor der Poesie in Stuttgart, gestorben 1718) besingt ihn in einer bisher nicht beachteten schwungvollen Ode „Jacobi Balde elogium“ [4], die wegen ihrer Anspielungen auf viele Werke Baldes hier abgedruckt werden mag:

Vate Baldaeo cecidit cadente
Omne Boiorum Decus, omne Lumen,
Prisca Lux cessit Monachi vetustae
Vate sepulto.

Ingeni doctos liceat venusti
Atque subtiles nimium lepores
Prosequi largo mihi lacrimarum
Fonte piarum.

Seu Lyram doctis tetigisse nervis
Sive per Silvas placuit vagari,
Ad Lyram Vatis gemitus repressit
Flebilis Echo.

[1] Jos. Grassegger im Neuburger Wochenblatt, Jahrg. 1819, Nr 48.

[2] Dies ist vielleicht die Veranlassung zu der hie und da sich findenden Angabe, daß Balde im Jahre 1688 gestorben sei.

[3] Diese Gedichte sind nebst des Barläus Lobgedicht auf Balde abgedruckt bei Neubig, Bavarias Musen in Jak. Baldes Oden I LIII ff.

[4] Lyrica Miscellanea, Stuttgart 1680, 46 ff.

Nuper ut vatis Philomela sacri
Sacra divinos cecinit calores,
Ipsa silvestris Philomela laeto
Gutture plausit.

Quis Sales nescit lepide facetos,
Usque quis condit Satyras iocosus?
Ridet offensus tamen ipse, plantas
Dum fricat imas,

Oedipus Davo refricatque Scabro
Iugiter vero: Solet hoc magistro
Insolens mundi tumor omnis una
Bulla videri.

Osseus Vates, Agathyrsus ipse
Totus, in pingues calamum Melampos
Strinxit et rursus graciles facete
Risit agyrtas.

Nempe Naturae iocus atque risus
Vivimus Vates, brevis inde nobis
Actus est vitae, manet usque serum
Plausus in aevum.

Multa debemus, vaga turba, famae,
Pauca fortunae nimium malignae,
Vivimus solo calamo; quod ultra est,
Sors rapit et mors!

Consonet plectro tibi dogma puro,
Bis eris Iesu Socius vocandus,
Eius in laudes toties sonoram
Barbiton urgens,

Inclytum mundi Decus eruditi!
Plus mihi gratus tamen esse posses,
Sacra si Iesu Mariana laudem O-
lympia cantet,

Quam tuos, vates, imitans cothurnos
Propriam Iesu tamen esse iussi,
Forte te vivo minus improbante
Aemula plectra!

Vivis, o Vatum rediviva Phoenix,
Haeret in scriptis tua vita, vivis!
Namque Baldaei quotiens fruiscor
Carminis aura,

382

Nil nisi vita est animusque praesens
Spiritus vivos calet illa vatis
Inque me transit Samii probato
Dogmate Mystae.

Vermibus cedat licet illa Carnis
Portio nostrae cutis osque tota,
Non tamen dici penitus meremur
Mortua turba.

Viximus nam quo, manet id superstes,
Corporis mors est animi soluti
Vita; nec fracta pariter peribit
Unio concha!

Balde hat Schule gemacht; bereits zu seinen Lebzeiten fand er Nachahmer[1]; einen derselben, den Dichterling Plessulus, verspottet er mit den Worten, er habe ihm zwar seine Lyra, nicht aber seinen Geist geliehen[2]. Von seinen Ordensgenossen hat ihm der genannte Widl[3] nicht ohne Erfolg nachgestrebt, wohl auch der aus Tirol stammende Jesuit Nikolaus Avancini, der „Hofpoet der Ferdinande" (1611—1686)[4]; einzelne Wendungen und mehr noch die behandelten Stoffe mehrerer Oden weisen ganz auf Balde hin, wiewohl gerade auf letzteren Punkt nicht allzuviel Gewicht gelegt werden darf, da viele Stoffe, z. B. über die Kriege gegen die Türken, über das Elend Deutschlands usw. zum Gemeingut der damaligen patriotisch-christlichen Dichtkunst geworden waren; sie kehren auch bei solchen Schriftstellern jener Zeit, die sich der deutschen Sprache bedienten, bei Moscherosch, Andreä, Grimmelshausen und andern, wieder. In noch engerer Beziehung zu Balde steht die Muse des österreichischen Benediktiners S. Rettenbacher aus Tirol (1634—1706); seine Verwandtschaft mit unserem Dichter hat der Herausgeber seiner lyrischen Ge-

[1] Ein gewisser Jodocus Flasckonius verbreitete gar mehrere Gedichte Baldes unter seinem eigenen Namen (siehe die Vorrede zu Silv. VI).
[2] Silv. V 7.
[3] Lyricorum libri tres. Epodon lib. I, München 1670.
[4] Poesis lyrica, Vienne 1659. Vgl. N. Scheid, P. Nik. Avancini, ein österreichischer Dichter des 17. Jahrhunderts, Feldkirch 1899.

dichte durch zahlreiche Parallelen, die sowohl den sprachlichen Ausdruck wie den Inhalt betreffen, klar nachgewiesen[1]. Ein mehr blinder Nachahmer Baldes ist der genannte M. Joh. Ulr. Erhard; als Protestant überträgt er des katholischen Sängers „Ehrenpreis der Allerseligsten Jungfrau" mit Anwendung von nur kleinen Änderungen auf den Heiland[2] und ahmt in mehreren Dichtungen[3] sein „Poema de vanitate mundi" nach. Ihm zur Seite läßt sich stellen ein Mitglied der im 18. Jahrhundert in Österreich sehr verbreiteten Kongregation der Piaristen, Martinus a S. Brunone; in seinem „Vertumnus vanitatis"[4] hat er Baldes „Poema de vanitate mundi" unstreitig nachgeahmt und sein Vorbild an Mannigfaltigkeit der Metren und durch die 24fache Variation von 30 Moralsprüchen (z. B. „Cautos vestigia terrent", „Nihil durabile rerum", „Exitus acta probat") sogar zu übertreffen gesucht. Die Nachahmung geht so weit, daß des Martinus Werk von derselben Rede des hl. Chrysostomus („In Eutropium", Operum V) wie Baldes Dichtung seinen Ausgang nimmt und ähnliche Illustrationen aufweist.

Auch noch andere, wenn auch dürftigere Spuren einer direkten Nachahmung finden sich zerstreut im 18. Jahrhundert.

[1] P. Simon Rettenbachers Lyrische Gedichte, herausgegeben von P. T. Lehner, Wien 1893, XXXII.

[2] Reformierter Ehren-Preiß, darinnen die Hochgelobte Jungfrau Maria die ihr von dem Jesuitter Jakob Balde angebottene göttliche Ehr ihrem Kind Jesu dem solche allein zuständig überreicht, in dessen Rosetum Parnassium 66 ff.

[3] Ecclesiae Regnique Hebraeorum ortus et occasus (Roset. Parn. 1 ff), Ode De Vanitate Mundi (ebd. 56 ff). Ferner ist seine Schrift „Contra macilentos" wohl durch Baldes „Agathyrsus" veranlaßt. Seine unter dem Titel „Nomen super omne nomen" ohne Ort und Jahrzahl erschienene Paraphrase des dem hl. Bernhard zugeschriebenen prachtvollen Hymnus „Iesu dulcis memoria", deren Verfasser nur durch die Anfangsbuchstaben des Namens angedeutet ist, läßt sich mit Baldes „Philomelae paraphrasis" vergleichen.

[4] Martini a S. Brunone Austriaci Viennensis e Scholis Piis Vertumnus Vanitatis, in XXIV metrorum schemata poesi morali trigesies transformatus. Editio posterior. Typis „Augustanis" per Ioan. Iacob Lotter. Sumptibus Ioan. Andreae Pfeffel MDCCXXV. Die Dedikation an den Provinzial der Piaristen P. Ignatius a S. Iacobo ist datiert: „Rastadii Marchionatus Badensis, Kalend. Ianuariis 1725."

Mit der anmutigen Einleitung eines graziösen Gedichtes[1]: „Verwandlung. An Barthold Neuhaus“, in der Balde fingiert, er habe seine Leier in einem Strome verloren, aber mit Hilfe der Muse in Gestalt eines Schwanes wiedererhalten, um seinen Freund Memmius zu besingen, vergleiche man das zuweilen sogar im Ausdruck übereinstimmende Gedicht des J. N. Goetz (1721—1781) aus dem Jahre 1754: „Epithalamium. Bey Verehlichung des Herrn Le Clerc“[2]:

An dem ruhigen Teich, den kleine Götter bewachen,
  Saß ich und stimmete sanft mein aonisches Spiel,
Dich, dein stilles Verdienst, und das freundliche Kind zu besingen,
  Das die Grazie dir eigentümlich erzog:
Es erbebeten schon die aufgewundenen Saiten,
  Mancher zitternde Ton sprang schon aus ihnen hervor:
Siehe, da glitt ein Zephir von einer wankenden Fichte
  Rosenfarbig herab, stellte sich vor mich und sprach:
„Und dir schimmert noch stets der Dichtername, mein Lieber?
  „Und zum Pindus zu gehen ist noch dein lieblichster Gang?
„Zwar du bandest mich oft in deinen Gesängen mit Blumen,
  „Und ich durchwandelte gern Gärten und Haine mit dir;
„Doch seitdem dir ein Stahl die Locken heruntergemähet,
  „Steht dir, dünkt mich, kein Kranz cyprischer Myrten mehr an.
„Klüger folgtest du dem Rate frommer Bekannten,
  „Hingest, o Dichter, dein Spiel unten am Helikon auf.“
Ich bemerkete gleich, sobald ich ihm näher getreten,
  Unter der Zephirgestalt einen Satir versteckt;
Und erwiderte dies: „Du bist kein Sohn der Aurora;
  „Denn der Duft um dich her ist nicht von Veilchen und Klee.
„Aber wer du gleich bist, so wiss' in dem Schatten der Musen,
  „In dem heiligen Hain, such ich singend mein Grab.
„Sterb' ich in Rosen dereinst, wo nicht, in silbernen Lilien,
  „Dann legt Phöbus mein Spiel in den Arm mir hinein.“
Plötzlich entbrannte sein Zorn: er schlug mit geschüttelten Schwingen
  Mir so gewaltig den Arm, daß mir die Leier entfiel.
Also litten es itzt Apolls unsterbliche Schwestern,
  Aber Erato nicht, der sie geheiliget war.
Schnell mit hellem Geschrei entsprang sie dem Pindus und stürzte
  Durch die balsamische Luft mir zu helfen herab.
Aber zu spät, schon schwamm die Leier im silbernen Teiche,
  Klein wie ein fliehendes Schiff fern im Ozean schwimmt.

---

[1] Silv. IX 29; vgl. ebd. 35.

[2] Vermischte Gedichte von Joh. Nik. Götz, herausgegeben von K. W. Ramler, 1. Teil, Mannheim 1785, 39 ff.

Lebe das Alter des Mondes, so rief sie, pierisches Kleinod!
  Göttliche Wesen, wie du, kennen den Untergang nicht.
Plötzlich ward sie zum Schwan; die silberumwundenen Saiten
  Wurden Federn, der Hals bog sich zum Schwanenhals' um.
Itzt bewegt' er sich stolz und sang mit geöffnetem Schnabel,
  Was er als Leier begann, zärtliche Wünsche für dich.
„Sohn des blonden Apoll, such deine nußbraune Geliebte,
  „Die voll Liebreiz wie du, voll Bescheidenheit ist.
„Wenn der Abendstern winkt, wirst du dem Busen dich nähern,
  „Der so rein und so zart wie der meinige ist.
„So viel Federn mit Zier in meinigen Fittigen sitzen,
  „(Amor fiedert' dereinst seine Pfeile damit)
„So viele Jahre, mit Ruh' und reinen Freuden bekrönet,
  „Bringt dir der eilenden Zeit günstiger Flügel herbei usw."

Einer Stelle im „Solatium podagricorum" scheint der Stoff zu einem Herderschen Rätsel entlehnt zu sein [1]:

Morbus hic induitur gemmis et torquibus aureis,
Armillasque gerit manibus colloque smaragdos.
Non est communis lixis vulgoque frequenti;
Cerdones refugit nec de lodice paratur.
Maecenas, te laute petens multumque supine . . .
Pensilibus vehitur (tu Gintrio ringere) rhedis.
Fulcitur plumis et pulvinaribus albis [2].

Wer ist die Göttin, die den Armen haßt
Und lieber bei den Reichen wohnet? Denn
Sie weiß zu leben, sitzet gerne weich,
Geht sonderlich auf fremden Füßen gern;
Und liebet Salben, Kränze, süßen Wein,
Was alles ihr kein Armer reichen kann.
Drum flieht sie auch des Armen harten Tritt
Und liegt dem Reichen nur so gern zu Fuß [3].

Auch erschienen noch einzelne Ausgaben seiner Werke, die „Magni Tillii Parentalia" zum ersten Male 1678, sein „Maximilianus" in Augsburg 1679, sein „Poema de vanitate mundi" noch elf Mal, z. B. in Köln 1681, 1717 und 1747, seine „Carmina lyrica" und seine „Silvae lyricae" in Köln 1706 und 1720, seine „Heroica" und „Satirica" in Köln 1718

[1] Westermayer, Jakobus Balde 221.
[2] Balde Op. o. IV 63.
[3] Herder, zitiert in Gottholds Verskunst, Königsberg 1808, 136.

und eine Gesamtausgabe seiner Werke mit bis dahin noch nicht veröffentlichten Dichtungen in München 1729. Ferner wurden einzelne Poesien noch übersetzt, seine „Urania victrix" Nürnberg 1679, sein „Solatium podagricorum" Nürnberg 1677 und Frankfurt 1745. Auch noch in einzelnen Anthologien und kunstpoetischen Werken wurden viele seiner Oden abgedruckt[1].

Mit großer Achtung von Baldes verschollener historischer Arbeit, der „Expeditio Donawerdana", spricht Leibniz[2], von seinen poetischen Werken, denen er öfters Proben entlehnt, sein Ordensgenosse Weitenauer in seinem Werk „Horatii ars poetica".

Das ist aber auch alles bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, wenn man von einer Übersetzung von fünf Oden durch Spitzenberger[3] im Jahre 1776 absieht. Man kann sagen, daß der gotterleuchtete Dichter in der literarischen Welt des 18. Jahrhunderts fast ganz vergessen war. Daran war nicht schuld, wie hie und da vermutet wurde[4], seine Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und zum Jesuitenorden[5] — waren es doch gerade drei protestantische Geistliche (Herder, Orelli, Alb. Knapp), die ihn der unverdienten Vergessenheit entrissen —, sondern wohl der hohe philosophische Gehalt, der tiefe Ernst und die religiöse Begeisterung seiner Muse sowie die Eigentümlichkeit und die Schwierigkeit seines Stils, die der seichten Aufklärerei und leichtlebigen Schöngeisterei des ausgehenden 17. und des 18. Jahrhunderts nicht zusagten. Treffend und scharf sagt hierüber Knapp[6]: „Der poetische Zopfstil der früheren Zeit verstand den tiefsinnigen und dabei gelehrten, in einem Panzer klassischer

---

[1] Z. B. im „Theatrum Lyricum" des Jesuiten Eschenbrender, Köln und Frankfurt 1768.

[2] Opera (ed. Dutens) VI 294 f.

[3] Übersetzungen aus lateinischen Dichtern, Straubing 1776.

[4] Z. B. Historisch-politische Blätter XX (1847) 457.

[5] Diese Meinung konnte freilich dadurch entstehen, daß Herder bei der ersten Veröffentlichung seiner Übersetzungen aus Balde dessen Namen nicht zu nennen wagte.

[6] Christoterpe, Jahrg. 1848, 341 f.

Polyhistorie daherwandelnden Dichter nicht, ahnte nicht, welch ein hoher Genius unter den meist schweren lateinischen Formen schlummre. Wie hätte das tändelnde Volk des pegnesischen Blumenordens oder Gottscheds gepuderte Krippenreiterschar sich mit einem Geiste dieser Art befreunden können? Selbst für die Gellertsche und Klopstocksche Schule war er nicht gemacht; sie gingen an dem gestrengen, dunkelklaren Angesicht dieses Mannes, der den zürnenden Geist des Alcäus, die Frische des von ihm an Genialität überflogenen Horaz, den Tiefsinn eines Platon mit dem beizenden Spottsalz eines Iuvenal in sich vereinigte, vorüber, als ob er mit dem Dreißigjährigen Kriege begraben wäre, während er doch in vielen seiner Oden als ein Friedensengel darüber hingeschwebt und seiner Zeit in vielem so weit vorangeflogen war." Erst das allmähliche Emporsteigen des romantischen und religiösen Elementes in unserer Poesie während der zweiten Hälfte des Aufklärungsjahrhunderts brachte auch wieder unsern Dichter zu Ehren, der, wie wir gesehen, mancherlei romantische Ideen in sich birgt. Das unschätzbare Verdienst, zuerst mit Nachdruck und glücklichem Erfolg auf den hohen poetischen Gehalt der Baldeschen Dichtungen hingewiesen und eine Reihe seiner schönsten Gedichte in geradezu mustergültiger Weise übersetzt oder bearbeitet zu haben, gebührt unstreitig Herder[1]. Seine Absicht war es, den großen, edlen „Dichter Deutschlands für alle Zeiten" aus seinem Grabe, in dem er vergessen ruhte, hervorzurufen. Dies glaubte Herder am besten dadurch zu erreichen, wenn er ihn von den wirklichen oder vermeintlichen Schlacken, dem Schwulste seiner Zeit frei machte; der erhabene Geist des Dichters sollte rein und lauter dem Auge der Nachwelt erscheinen. „Wie ich ihn darzustellen gewagt habe", sagt Herder[2],

[1] Vgl. Redlich in Herders Sämtlichen Werken, herausgegeben von Suphan, XXVII, Einleitung.

[2] Kenotaphium (Suphans Ausgabe III 76). — Über die von Herder vorgenommenen Änderungen siehe Lauchert Fr., Herders griechische und morgenländische Anthologie und seine Übersetzungen aus Jakob Balde, München 1886, 99 ff.

„ist er ein Dichter Deutschlands, auch für unsere und vielleicht für zukünftige Zeiten.“ Bei ihm begegnet uns der Name Balde zum ersten Male im Jahre 1766. Nach seiner italienischen Reise im Jahre 1788 reifte in ihm der Entschluß, eine größere Zahl Baldescher Oden zu übersetzen oder nachzudichten. Darüber sagt seine Gemahlin in ihren Erinnerungen an Herder [1]: „Der Reiz, Baldes Gedichte zu übersetzen, entstand glücklicherweise in ihm zu der Zeit, da seine Seele durch mancherlei Kränkungen verwundet war. Jetzt gab ihm die Arbeit neuen Aufschwung. Mit großem Genuß . . . war er in seinen Balde versunken, der ihn durch gleichsinnige Grundsätze und Gefühle stärkte; diese Oden gaben ihm Mut, Heiterkeit, Trost und Schwermut zugleich; oft auch einen edeln, gerechten Zorn; sie standen mit ihm auf und gingen mit ihm schlafen; sie waren jeden Abend Belohnung für die Mühe des Tages. Er vollendete oft nach dem Nachtessen noch eine Ode und las mir sie um 10, 11 Uhr noch vor. Wie glückliche Stunden machten uns diese Vorlesungen! Alle Weltbegebenheiten zu Baldes Zeit, die sich so oft verwirrten, entwirrten und wieder verwirrten, gingen wie lebendig an seiner Seele vorüber — darüber die Stimme seines Balde zu hören und nun auch die seinige mit ihm zu vereinigen, dies waren für ihn ebenso schmerzhafte als erhabene Empfindungen.“ Seine Übersetzungen aus Balde nebst einer kurzen Biographie und Übersetzungen aus andern Dichtern (Sarbiewski etc.) erschienen in seiner „Terpsichore“ (1796). Was Herder erstrebte, das ist ihm gelungen: er erzielte einen durchschlagenden Erfolg. Die Aufmerksamkeit der Gebildeten wurde wieder auf unsern Sänger gelenkt; seit jener Zeit fehlt sein Name kaum in irgend einer ernsten Geschichte der deutschen Literatur oder in irgend einem Konversations- oder Gelehrtenlexikon, wo ihm größere oder kürzere Besprechungen gewidmet werden. Orelli in Zürich ließ sich durch Herders Übersetzungen begeistern, eine Auswahl aus Baldes Dichtungen zu treffen, die nebst

[1] Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders II 207 f.

Erläuterungen in zwei Auflagen (1805 u. 1818) erschienen ist. Auch andere Anthologien aus Balde wurden veröffentlicht, in Wien 1824, Augsburg 1829, Neuburg 1843. In lateinische Anthologien wurden wieder Baldesche Gedichte aufgenommen. Es erwachte von neuem die Lust, Baldes Werke ins Deutsche zu übertragen. Gute Übersetzungen, namentlich von Baldes „Bienenstock“ (Apiarium) finden wir in Silberts „Dom heiliger Sänger“, Wien 1820. Andere, möglichst wörtliche und deshalb steife, an die Prosa anklingende Übertragungen der Oden besorgten Aigner 1821 und Neubig 1828—1843; dieser übersetzte auch die medizinischen Satiren und den „Trost der Podagraisten“ 1833 und lieferte in den Einleitungen wertvolle Beiträge zu einer Balde-Biographie. Inzwischen hatte sich in Neuburg a. d. Donau, wo der Dichter den Abend seines Lebens verbracht hatte und gestorben war, auf Anregung des Kaufmannes und Altertumsfreundes, Jos. Grassegger, der Baldes Leben im Neuburger Wochenblatt, Jahrg. 1819, Sept. und Okt. (Nr 39—43), geschildert hat, ein Verein gebildet, um ihm ein einfaches, aber würdiges Denkmal zu setzen. Dies geschah im Jahre 1828; es ist eine schwarze Marmortafel im linken Seitenschiff der dortigen Hofkirche mit der Inschrift:

Hier ruhet
Der Dichter und Jesuit
Jakob Balde

geboren zu Ensisheim
im Jahre 1603

gestorben zu Neuburg
am 9. Aug. 1668.

Zugleich erschien eine Festschrift von Mengein, dem Rektor des dortigen Gymnasiums, „Die Feier der Errichtung des Denkmals für den Dichter Jakob Balde“ mit einer für damals vortrefflichen Biographie. Auch wurde zu Ehren desselben eine Stiftung begründet, aus deren Zinsertrag jährlich einem in der Dichtkunst sich auszeichnenden Schüler ein Preis, bestehend aus einer goldenen Denkmünze mit dem Brustbild

Baldes, zuerkannt wird. Mit großer Anerkennung und sachlicher Kritik wurden dann seine poetischen Leistungen von Joh. Dom. Fuß (Philolog und Dichter, 1781—1860) in einer ausführlichen Abhandlung über die neulateinische Poesie [1] besprochen. Andere biographische und literarische Abhandlungen über den Dichter wurden veröffentlicht von Fred. Aug. Dahlgren[2], Cleska[3], Lechner[4], C. Fr. Fojtényi[5], Eitner[6], Weichselmann[7], Romeis[8], Fr. X. Binhack[9]. Die gediegensten Biographien sind die mit feinem ästhetischem Gefühl, anheimelnder Wärme und fortreißender Begeisterung von dem Stuttgarter Pfarrer und Dichter Alb. Knapp verfaßte mit vorzüglichen Übertragungen von Knapp selbst, von Donner und Eyth[10] und die öfters erwähnte von G. Westermayer[11].

---

[1] Poemata latina, Leodii 1837, 1—48.

[2] J. Balde, latinisk Skald ur sjuttonde ärhundart, Upsal 1839.

[3] Baldes Leben und Schriften, Neuburg 1842, mit Erweiterungen abgedruckt in dem Neuburger Kollektaneenblatt 1846, S. 29—49.

[4] Ludus Palamedis, erklärt von Lechner, Neuburg 1843.

[5] Balde Jakob, a nagy német-latin Költő (in programm. Jauriniensi 1859—1860).

[6] Baldes Leben und Charakter, Breslau 1863.

[7] Balde und Sarbiewski, Laibach 1864.

[8] Balde und seine Dichtungen, Neuburg 1868.

[9] Jakob Balde. Eine Lebensskizze nach alten und neuen Quellen, Neuburg 1868 (Separatabdruck aus dem Neuburger Tageblatt 1868, Nr 183—186)

[10] Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser (1848) 204—273. Neu gedruckt in Alb. Knapp, Sechs Lebensbilder, herausgegeben von seinem Sohn Joseph Knapp, Stuttgart 1875, 1—73. Die Übersetzung zweier andern Oden Baldes im Jahrgang 1847. — Der Vollständigkeit wegen seien noch erwähnt: L. Brunner, Jacques Balde, le grand poète de l'Alsace, Guebwiller 1865; L. Spach, Le jésuite Jacques Balde, poète néo-latin, Strasbourg 1870 (Abdruck aus dem „Impartial du Rhin"; vgl. dessen Oeuvres choisies V 25 ff); meine Schrift: J. B., der neulateinische Dichter des Elsasses, Straßburg 1885 (Abdruck aus dem Bulletin ecclésiastique de Strasbourg); P. Mury et C. Sommervogel, Jacques Balde S. J., Strasbourg 1901; ferner eine Lebensskizze in dem Bayrischen Nationalblatte, 3. Jahrgang, München 1820, Nr 1.

[11] Über seine Baldestudien vgl. Fr. S. Rausch, Leben und Werke Georg Westermayers, Tölz 1901, 8 ff.

Ausgaben seiner „Carmina lyrica“ mit kurzen Anmerkungen wurden besorgt von Müller[1] und Hipler[2], seiner Marienlieder mit denen Sarbiewskis von Hübner[3]. Übersetzungen erschienen von Berchem[4], Böhm[5], Schrott und Schleich[6], Schlüter[7], Zierler[8], Fr. X. Binhack[9], den bereits genannten Knapp (Donner, Eyth) und Westermayer. Auch Zeitungen und Zeitschriften brachten viele Poesien Baldes in deutscher Übersetzung oder Aufsätze über ihn[10].

Auf Westermayers Anregung hin bildete sich im Jahre 1868 in München ein Balde-Verein, dessen Mitglieder jährlich am Todestage des Dichters zusammenkommen, wobei Vorträge

---

[1] München 1844; Regensburg 1884. [2] Münster 1856.

[3] Neiße 1884.

[4] Krieg der Frösche und Mäuse. Zwei Ausgaben mit und ohne lateinischen Text, Münster 1859.

[5] Der wieder zum Leben erwachte große Tilly, München 1889. Die von Balde in diesem Werke gegebene tagebuchartige Schilderung der kurzen Belagerung Ingolstadts ist bereits übersetzt im Neuburger Kollektaneenblatt, 10. Jahrg. (1844) 43—48.

[6] Renaissance. Ausgewählte Dichtungen von Jak. Balde, München 1870.

[7] Mariengesänge, Paderborn 1857.

[8] Jak. Balde als Mariensänger, München 1897.

[9] Der Wälder, 3. und 4. Buch, Amberg 1872 und Burghausen 1874; Jak. Baldes geschichtliche Oden, Neuburg 1868; ferner 20 Oden in seiner Festschrift „Zur Feier des zweihundertjährigen Todestages Jakob Baldes“ im Neuburger Kollektaneenblatt, 32. und 33. Jahrg., Neuburg 1868; 18 andere Oden in seinen „Dichterstimmen aus dem Lateinischen“, Eichstädt 1876; ferner in desselben „Eigenes und Fremdes“, Regensburg 1882, 130 ff; in der Zeitschrift „Immergrün“, Warnsdorf (Nordböhmen) 1899, 227 311 409 508; Zeitschrift „Katholische Warte“, Salzburg 1891, 282; 1893, 486; „Der Spielmann“, Monatsschrift für deutsche Dichtung, Berlin 1901, Heft 6; Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden 1889, 9.

[10] Da dieselben manchen Baldefreund interessieren können, so seien diejenigen, die zu meiner Kenntnis gelangten, ohne daß ich die meisten gesehen habe, hier verzeichnet: Zeitung für die elegante Welt, Leipzig 1820, S. 133 und Nr 221; Augsburger Allgemeine Zeitung 1868, Beilage Nr 211, Hauptblatt Nr 226; 1869, Beil. Nr 3 201 225 363; 1871, Beil. Nr 225; 1872, Beil. Nr 227; Augsburger Abendzeitung 1868, 9. Aug.; Augsburger Postzeitung, 1869, Beil. Nr 69; 1871, Beil. Nr. 47; 1872, Beil. Nr 51 52; 1873, Beil. Nr 55 56 81—83; Germania, Berlin 1874, Nr 199, Beil. 201 203; Oberpfälzische Blätter (Beil. zur Amberger Volkszeitung) 1886, Nr 7—9; Akademische Monatsblätter, 5. Jahrg. (1892) Nr 3; Dichter-

über einzelne Werke Baldes gehalten werden [1]. In München trägt eine Straße und ein Platz an der Isar Baldes Namen. Im Garten des Landgutes Warnberg bei München, das früher den Jesuiten gehörte, wo Balde so manche Erholungsstunde verbrachte und manche Ode dichtete, gibt es heute noch einen Baldehügel. Seit dem Jahre 1904 ist auch in Straßburg eine Straße des neuen Stadtteils nach Balde benannt.

Auch die darstellende Kunst hat Balde nicht vergessen. Im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts wurde an der Decke des Bibliotheksaales zu München sein Brustbild angebracht mit der Inschrift „Jacobus Balde, Poeseos lucidissimum iubar." In der von König Ludwig I. von Bayern erbauten und 1853 eröffneten Ruhmeshalle mit den Bildnissen der um Bayern verdienten Männer findet sich Baldes Büste, die Schönlaub modellierte, neben der seines Freundes Joachim v. Sandrart aus Frankfurt.

Die schönste Abbildung des Sängers in fast lebensgroßer Gestalt zeigt ein von Andreas Müller gemaltes historisches Freskogemälde im Nationalmuseum zu München; er ist dargestellt, wie er, hingestreckt an einem bewaldeten Hügel, seine flammende Ode auf den Kurfürsten Maximilian I. [2] dichtet; unter dem Bilde stehen die Worte: „Der berühmte Jesuit Balde dichtet seine treffliche Ode auf Max I. im Buchenwalde bei Großhesselloh 1641."

Die unbestrittene Bedeutung Baldes als Dichter veranlaßte auch W. v. Kaulbach, ihn auf seinem berühmten Freskogemälde „Das Zeitalter der Reformation" im zweiten Stockwerk des Treppenhauses des neuen Museums zu Berlin in gebührender Weise zu berücksichtigen. Das großartige Bild, das hervorragende Menschen aus drei Jahrhunderten uns vor-

---

stimmen der Gegenwart 1897, 367. Andere Übersetzungen von Klamer in W. G. Becker, Erholungen V (Leipzig 1797) 258; VI 80 84; VII 223; E. v. Destouches, Aus der Jugendzeit, München 1866, 213.

[1] Einer solchen Versammlung verdankt seine Entstehung das Büchlein: Xenium vom X. Balde-Symposium, gehalten in der Vorstadt Au am 9. August 1877 (gedruckt zn Augsburg).

[2] Lyr. IV 1.

führen soll, stellt eine Kirche dar. Im Hauptchor wird das Abendmahl nach evangelischer Weise den Anhängern der Reformation gereicht; unter diesen treten deutlich hervor die Königin Elisabeth von England und der König Gustav Adolf; die Hauptfigur ist Luther, die Bibel mit beiden Händen haltend. In den Chören der beiden Seitenschiffe wird rechts oben gemalt, links oben Sternkunde gelehrt. In den vorderen Teilen sammeln sich die Vertreter der Wissenschaft und Dichtung in zwei Gruppen: links unten um Kolumbus Naturforscher und Mathematiker, rechts unten Humanisten, die Bildwerke des Altertums bestaunen und an der wiederaufgefundenen klassischen Herrlichkeit sich erfreuen; aus diesen ragen deutlich vier Figuren als die Hauptvertreter der Dichtkunst hervor, zu oberst Petrarca, ganz unten Hans Sachs, zwischen ihnen links Shakespeare und ganz von rechts Balde. Er neigt sich vom äußersten Rande in die Gruppe herein, so daß nur die linke Seite seines Körpers dargestellt ist. Auf dem Haupte hat er das Birett und ist mit der Soutane, wie die Jesuiten sie tragen, bekleidet; mit der Rechten greift er kräftig in die Saiten der Leier eines Musentorsos. Auf einem offenen Blatte, das die Linke hält, steht die Schlußstrophe der Ode „Der goldene Ring des Plato“[1]:

Incerta certis atraque candidis
Conferre solers, praeteriti memor,
Euntis actor et futurum
Praeripuisse dolosus aevum.
Iacobus Balde
vates Boiorum.

Nur wenige Abbildungen des Dichters sind erhalten. Eine derselben findet sich in dem Saale der kgl. Erziehungsanstalt zu Neuburg; sie „zeigt eine hohe und breite Stirn, eine lange, etwas nach der Oberlippe gebogene Nase, einen etwas großen,

[1] Lyr. I 22. Zu deutsch:
Kühn wägt der Geist ab Sichres und Schwankendes
Und Licht und Dunkel, denkt der Vergangenheit,
Vollführt die Gegenwart und greifet
Spähend voraus in die fernste Zukunft.

vorstehenden Mund und spitzes Kinn. Das Auge, etwas nach oben geschlitzt, ist braun wie das Haupt- und Barthaar. Aus dem ganzen Bild aber blickt jene Sanftmut, welche den Mann im Leben auszeichnete, und in den Mundwinkeln sowie in dem etwas nach oben gezogenen Auge zuckt jener heitere Witz, womit er seine Schriften wie die Gesellschaft zu würzen verstand. Die große Stirn verrät Geist, und das gewiß sonst lebensvolle Auge erscheint nur durch Krankheit etwas getrübt."[1] Die Neuburger Bibliothek bewahrt auch einen Holzschnitt desselben; abweichend von den sonstigen Darstellungen entbehrt hier sein Gesicht des Bartes; es stellt den bejahrten Dichter in frommer Betrachtung dar, seine Hände sind gefaltet; aus allen Mienen schaut der liebenswürdige Schalk heraus.

---

[1] Cleska, Baldes Leben und Schriften, 9.

Beilagen.

I.

Clavis pro ode reseranda, quae inscribitur „de vaticiniis poetarum“ [1].

Reperitur in lib. Silvarum nono fol. 364 estque nostro XXIV 640. Scripta est anno 45, in lucem edita Amstelodami an. 46. Auctor fata nostratium bellorum profert aliaque confinia argumenta eventusque regnorum secundos et adversos immiscet; vatum tamen more; qui sermonem abrumpunt aliisque intercalaribus praesagiis ex inopinato insertis lectorem suspendunt. Ceterum haec ode facilis intellectu est reseratis per clavem nominibus. Alia patescunt indicato anagrammatismo, sub quo latebant, verbi gratia:

Crumbisa	anagr. Brisacum.
Girrombena	anagr. Norimberga.
Gusta	anagr. Tagus, fluv. Hispaniae, sumitur pro Legato.
Henutemia arx	anagr. Utenheim, Utenhemium, nunc Philippopolis, Philippsburg, magna causa bellorum.
Lisba	anagr. Albis fluv. Germ., sumitur pro legato, sicut altum flumen.
Ilpisa	anagr. Lipsia.
Ingrenata	anagr. Argentina.
Inneva	anagr. Vienna.
Mula	anagr. Ulma.
Nufftromurca	anagr. Francofurtum.
Nomimucha	anagr. Monachium.
Posanitra	anagr. Ratispona.
Quenasa	anagr. Sequana.

[1] Bayrisches Reichsarchiv, Cimelien 364, IV 128—130 (siehe oben S. 76).

Taugusa	anagr. Augusta Vindel.
Tires	anagr. Ister, Danubius.
Tonamersium	anagr. Monasterium Westfal. Quae urbs etiam Mimigroda et Mimigardia antiquitus vocabatur.

Alia nomina divinatori se prodent, verbi gratia:

Adrastus	Rex Hispaniae.
Assaraci domus	Austriaca.
Atreidae duo	Galli et Suebi, gentes.
Andromachae	Urbes imperii.
Candida germina	Lilia Gallica.
Creusa	Regina Hispaniae defuncta.
Epei foetus	Equus Troianus.
Leucadiae sonans	Apollo.
Labyrinthus	Compositio pacis Monasterii peragenda.
Litera Graecarum princeps	est fluvius Alpha Monasterium Westphaliae interfluens.
Navis bicolor	Domus Austri.
Monticolae	Helvetii, qui et Silvani vocantur; adnexum est oraculum F. Nicolai Unterwaldensis.
Simonis	Danubius Viennae.
Xanthus	pro Sequana fluvio.
Tiberinus sacerdos	Pontifex Romanus.

Sequuntur nomina magnatum in aulis, ducum in castris, verbi gratia:

In *Caesareis:*

Aiax	Gygas
Astur	Imbrasides
Bitias	Mnestheus
Caicus	Rhamnes
Capys	Sergestus
Dymas	Tarchon
Equicolus	Tydeus.

In *Bavaricis:*

Achilles	Lycus
Hippomedon	Sthenelus.

In *Gallicis:*	In *Suecicis:*
Choroebus	Athamas
Troilus.	Pyrrhus
Alcidamas	Ulysses.

Quaedam colligas ex periphrasi, ut *Virgo comantum gloria montium* non alia potest esse quam Leopoldina Augusta, Tyrolensis, Ferd. III. coniux.

Franca est filia D. Aurelianensis, illa quippe et aulas connexuit his in caeteris.

At enim haec clavicula pertingit tantummodo usque ad fol. 371. Nam ubi versus legitur:

„. . . . . . . *videone rubri*
Torrentis undas currere per solum
Spumante crassas sanguine Noricum"

scito referri vaticinium R. P. Iacobi Rem, quod nondum undique impletum est.

II.

Barlaei epistolae [1].

Iacobo Balde.

Iam menses aliquot exacti sunt, vir clarissime, cum literas tuas mihi traderet pictor celeberrimus Sandrart. Non exspectaveram e Bavaria tam luculentam amicitiae tesseram et ab Alpium radicibus tam grande erectioris ingenii pignus. Videtur tibi pauculi versus, quos in effigiem principis vestri scripsi, salivam movisse, ut extranei hominis amicitiam aliquo in pretio haberes. Ego sicuti eruditionis fama cuivis, ita humanitatis et benevolentiae officiis nulli cessero. Eorum, quae e longinquo mitti solent, maior est reverentia et pretium; quamobrem summa veneratione excepi aureum poematum tuo-

[1] Casparis Barlaei Epistolarum liber. Pars prior Amstelodami apud Ioannem Blaer (1667) 910 und 936.

rum opus, quorum lectione non semel incalui et per similia commenta praecipitavi audacem spiritum. Restituisti nobis lyram neglectam diu et intermissam, ut iam merito vocari possis Lyricorum scriptor aut potius Boiorum fidicen lyrae, ut ad Horatii verba alludam. Mire mihi placet copia et naturali pulchritudine assurgens oratio. Sacra libentius et felicius tractas, ut tibi non parum sancta et beata nomina debeant, quae, uti immortalitatem a Deo et Christo habent, ita a te ab hominum in terris oblivione gloriose vindicantur. Isara, mi Baldaee, tibi pro fonte Castalio est; Parnassum in Vindelicis et Nariscis invenis, Danubii et Oeni ripas Lyricorum carminum laude illustras, uti Tiberim suum olim Flaccus. Sunt qui his in terris de poematum tuorum nova editione cogitant[1]. Interea me adfectu tuum puta, licet in aliis disparem; et si qua est studiorum cognatio, crede me hac quoque affinitate tibi iunctum.

Amstel. Cal. Mart. 1644.

Iacobo Balde.

Unde araneis supputent telae, utique nescio, nec unde tibi tanta carminum vis. Inter aviculas nulla magis variat modulos quam philomela, at tu philomelam vincis, qui pluribus illam modulis canentem facis, quam natura docuit. Non solum libellus tuus philomelae inscriptione gaudet, verum ipse philomelam agis. Uti enim haec iterat saepe sonos et per intervalla canit, etiam tu veluti singultibus periodos poeticas claudis, et dum animi pius motus impetusque sequeris, saepe ad carminum principia redis. Philomela arbusta mutat, non silvas, non hortos, nec tu e pietatis campo exis, etiamsi argumentum mutes. Ita places lectori uti philomela auditori. Libris tuis de Vanitate mundi nihil perennius. Ita eam depingis, ut vanitati aeternitatem comparavisse mihi videaris. Dum omnia momentanea facis et peritura, duo saeculo eximis, famam et

[1] Diese Ausgabe der Baldeschen Lyrica ist erschienen Amstelodami apud Ioann. Blaevium, 1645.

pietatem; quarum hanc caelo scis deberi, illam posterorum memoriae. — Ubi iam haereat Sandrartius noster pictor insignis, utique nescio. Cogitabat in Austriam et vicina loca cum coniuge. Sed illa ex eo bellis exarsit, ut minus commodo tempore eo profectus videatur. Si istic apud vos est, plurimum a me salveat. Nos hic inter bella et furores Martios exspectamus publicas pacis voces. Si omnes idem sentirent, quod Memmii Avansiique, non esset desperata pax. Sed illa Deorum in genubus posita est, ut loqui amat Maeonides. Vale.

Amstel. 10. Dec. 1645.

III.

Proben aus Baldes Dichtungen.

Die Namen der Übersetzer sind zwischen Klammern beigefügt.

Säkulargesang des Jesuitenordens.

Epod. 21 (Augsburger Allgemeine Zeitung).

Hohe Tochter aus Minoressas [1] armer
Wiege, du, zum Heile der armen Menschheit
Einst gezeugt aus jenes hispanschen Vaters
Brennender Wunde;

Du, Ignatius und der Maria hehres
Blut, aus dem ein herrlicher Bund in langem
Lauf der Zeit von Enkel zu Enkel breit und
Breiter sich ausgoß;

Evoe dir, fruchtbare Mutter, dreimal
Evoe dir, edelgeborne Jungfrau,
Wohl verdienst du heute den Siegeskranz aus
Rosen und Lilien.

In dem Unglück mutig, im Glück verständig,
Wuchsest du; nicht ewiger Zephyr wehte,
Auch der Nordwind stürmte, doch immer kamst du
Glücklich zum Hafen.

Dir zum Heil ward, was dich verderben sollte,
Aus des Todfeinds Stürmen erwuchs die Kraft dir,
Aus des Unglücks Schalen ergoß sich dir ein
Nährender Milchstrom.

[1] Manressa.

Donnernd schlägt und brandet die Meereswelle
An Herakles' Säule, doch nimmer wankt sie;
Also stehst du wogenumstürmt auf deinem
Wuchtigen Grunde.

Daß ich die Wahrheit singe, wenn ich dich preise,
Das bezeugt mir heute zum zehnmalzehnten,
Von der rastlos rollenden Zeit gebracht, dein
Hohes Geburtsfest.

Dir gehört mein Lied und der grüne Lorbeer,
Dir gehört auf hehrem Altar des Weihrauchs
Süßer Dank, dir himmlische Huld und fromme
Schauer der Ehrfurcht.

Du bezähmst barbarischer Völker Wildheit,
Deinem Rufe folgt Tiger und Leu, du sendest
In die wollustschwelgende Nacht der Sünde
Drohende Blitze.

Ist ein Fels auf Erden, ein Pfad der Wildnis
Zwischen Peukes Strand und der dunklen Thule,
Eine Bucht, ein Winkel der Welt, wo nicht dein
Wandernder Fuß trat?

Durchs Gebirge, wo Stürme den Horst sich bauten,
Wo das Eis von Jahr zu Jahr sich schichtet,
Wo der Greif wohnt, schreitest du hin, als wär es
Ebene Meerflut.

Überall sind unsere Brüder, jedes
Landes Gast und Bürger in jedem Lande:
Wer sich selbst im Herzen genügt, hat eins und
Alles in einem.

Sieh das Schiff! ein einziger Stoß und jede
Planke treibt auf schäumender Meereswelle,
Um ein Haar nur ringt sich aus feuchtem Grab ein
Menschlicher Leib auf.

Nach Magellans fernen Molukken wandert
Jener Mann, dem Stürme das Schiff zerschmettert,
Statt des Innstroms schlürft den Mäotis dieser,
Schlürft den Niphates.

Deine Ruder furchen auf allen Meeren,
Deine Segel blähn sich in jedem Winde,
In des Ostwinds schwellendem Hauch, im Hauch von
Süden und Norden.

Singt und sagt von dir ja des fernen China
Märchenwelt, dich kennen die Völker Japans,
Weiß von Haut gleich dir, und die dunkelfarb'nen
Völker des Indus.

Selbst dem Neger hast du die Haut und Seele
Schimmernd weiß in heiliger Flut gewaschen,
Einen Strom von Leben in seine dürren
Steppen ergossen.

Evoe dir, Evoe zwei- und dreimal,
Deren Stuhl sich alle Tyrannen nahen,
Dir die Stirn mit Kränzen aus fremdem Laube
Festlich umwindend!

Ja, so weit sich Länder und Meere dehnen,
Von dem Erdpol bis zu dem Erdengürtel,
Wie im Wettstreit senden sie dir den fürstlich
Schmückenden Purpur.

Chinas Grenzwall und die brasilsche Steppe,
Afrikas Hochland und die deutschen Burgen
Und Britannias fettes Gefilde trieft von
Unserem Blute.

Tretet uns — wir kommen empor! Besiegt uns
Hundertmal, und doppelt soviel erstehn wir
Wie die blutrot fallende Saat für künft'ge
Größere Ernte.

So das Bild von heute. Wie wird nach hundert
Jahren Gott uns schauen, wenn die beiden heiligen
Sterne, Damians Stern und der Stern des Cosmas,
Wieder erglänzen?

Die göttliche Vorsehung [1].

Lyr. IV 1 (Westermayer).

Woher dies stetig wogende Wechselspiel
Von Nacht und Tag? Wer ordnet der Wolken Flucht,
Der Sonne Lauf, die Wandelsterne
Und die geflügelten Reih'n der Stunden?

Der Winter taut vom Atem des Lenzes hin;
Mit schlanker Ceres schreitet der Sommer nach;
Ihn kränzt der holde Herbst mit Trauben,
Bis vor dem eisigen Nord auch er flieht.

[1] An den Kurfürsten Maximilian I.

Durch welchen Anstoß webt der gewalt'ge Bau?
Wer schwingt den Erdball, leitet das flieh'nde Meer
Zur Küste, wenn an Mondeszügeln
Willig die Fluten zurückebranden?

Gesetzen folgt jedwedes. Ein Gott, ein Gott
Thront allentscheidend über dem Weltenring
Und dämmt mit Weisheit ein die Tiefen,
Wägt, o Gebieter, die Wasserbrunnen,

Die hochgeschwoll'nen. Sorgsam in Herrscherkraft
Setzt er den Strömen Ufer und Felsgestad'
Dem Meer. Allein unendlich, lenkt er
Sichtenden Augs und gelinden Machtworts

Der Menschheit Los, allwaltend im Sphärenklang
Des einen Willens. Ob er die Zügel straff,
Ob lockrer hält, es ist derselbe.
Er, der Veränd'rung und Glück und Unglück

Säht aus dem Erdball, welcher der Völker Not
Und Angst und Hoffnung, welcher den Unbestand
Der Throne schickt und des Chaldäers
Ahnenden Traum mit dem Riesenstandbild.

Von Erzen schimmernd hatte das Ungetüm
Den stolzen Vorwitz, der um das Künft'ge frug,
Erschüttert und ganz Babylon in
Schrecken gejagt mit erhab'nem Wunder.

Der jeden Zeitraum aus dem beschied'nen Born,
Der Silber, Gold und Eisen entströmen ließ
Aufs Weltgefild, er schmückt des Daseins
Jahre auch dir, o beherzter Wahlfürst,

Mit heiterm Frühling. Seiner Gestirne Glanz
Geht her vor ihnen. Immer geschäftig zwar,
Vergang'nes in das Jetzt zu mengen,
Führte durch helle und finstre Lose

Er unversehrt dich, wenn er dir bald das Glück
In strengem Aufschub kündete, bald dein Haupt
Von sonnig mildem Tag umwehn ließ.
Er hat die Feinde dir all entmutigt.

Er trog durch List sie, trieb sie mit Sturm zurück,
Bezwang mit Waffen, hüllte in Glut sie ein,
Ersäuft' im Strom sie und versenkte
Spurlos der Knirschenden Wehr und Rüstung.

Der Tag bei Wimpfen[1], wahrlich an Todesgraun
Ein andres Kannä, jagte zu tiefst hinein
Ins faule Moorschilf jene wirren,
Kläglichen Trümmer des flieh'nden Durlach.

Und Lutters Höh'n[2], noch heute von Dänemark
Verwünscht in schwarzen Blättern, sie färbten sich
Vom schäumend roten Blut der Cimbern.
Wenige Reste, bei düstrer Herbstnacht

Der Heimat Sümpfen wieder zurückgesandt,
Erzählten angstvoll lauschenden Müttern dann
Ihr schaurig Schlachtgeschick, erzählten's
Iammernden Witwen am öden Lager.

So spricht der Seher: Gern, wenn die Wange schwillt
Zu stolzerm Machtwort, bersten die Hoffnungen.
Die allzuvoll mit Wind gelad'nen
Bälge, des Windes Gewalt zersprengt sie.

Doch sieh, wir stehn in Mitte der Kämpfe schon.
Kaum schloß der Böhmen Janus die Pforten auf,
Die schicksalsvollen, da schon blinkten
Austrias Zelte von deinen Rauten.

Seitdem erhub in nichtigem Übermut
Prags Winterkönig[3] seines Verrats Panier,
Wie drangst du bei des Krieges Brandung
Siegend durch immer erneute Stürme

Aufs Wort der Tugend! So wie auf Herakles
Die böse Sieben, Juno, gelastet, wie
Eurystheus, ew'ger Müh'n Erfinder,
Selber erlahmt, zu erhöhn dem Knechte

Die Wunderproben: ähnlich erschlugst du, Fürst,
Beglückten Arms die Bestien hingereiht,
Den Nessus uns den stammvergessnen
Leun und die Stiere, die feuersprühnden,

Die Hydra dann und Vipern, die rasender
Als Lernas Drache tödlichen Geifer spiehn[4].
In Trümmern liegt so vieler Greuel
Knotige Kette, zerhau'nen Schlosses.

---

[1] Sieg Tillys über Georg Friedrich von Baden-Durlach am 6. Mai 1622.

[2] Sieg Tillys über den Dänenkönig Christian IV. am 27. Aug. 1626.

[3] Der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz.

[4] Diese schrecklichen Tiere bezeichnen die Gegner Maximilians I. (Mansfeld, Friedrich V., Christian IV. u. a.).

Wo soll mein Staunen gipfeln? Er sank dahin
Aus großem Wagnis, Nordens Antäus[1] sank,
Und noch sein Mutterland zu finden
Ward ihm versagt auf den Eb'nen Lützens.

Doch Cacus[2] schlang, ein wilderes Ungetüm,
Den Speer zu Eger in die gebot'ne Brust
Hochaufgereckt, und stürzend sühnt ein
Riesiges Opfer gerechte Rache.

Du warntest längst, ein Seher, wie unvermerkt
Von seinen Hebeln wankte des Reiches Grund,
Der Zauber arger Höllentränke
Witternd an ihm, und das Nest der Brauen,

Darin erwarmte, sänftiglich eingehüllt,
Ein nackt Verbrechen, bis es geflügelt drang
Ans Tageslicht und graunerregend
Als Basilisk sein entsetzlich Ei brach.

Da ward denn endlich, endlich ein Ohr geschenkt
Der wahrsten Mahnung. Endlich erschimmerte
Die Weisheit aus den Lügenwettern
Mächtiger, winkte aus Neideswolken

Aus dichtgeballten, sonnigen Angesichts
Und allergreifbar stund sie am Weg, begrüßt
Mit off'nen Armen. Sie nur war es,
Die dich gelehrt, der Rebellen Keile

Und Schlangenbahnen pflügend hindurchzugehn,
An Ruhm bereichert, größer erwiesen stets
Vom Druck des Schicksals und der Mißgunst.
Feindesgeschosse nur schärften deines.

Bedrängt vom Schmerze magst du den Tapferen sehn
Gebeugt bisweilen, aber bezwungen nie.
Es senkt sich, kaum berührt, die Weide —
Stolzer erhebt ihr Gezweig die Palme.

Sie sind vergessen, welche so gern der Herr
Vergißt zur Prüfung, wenn sie die Wunde nur
Mit Schweigen dulden und nicht zaudern,
Harten Geschicken die Brust zu öffnen.

---

[1] Gustav Adolf von Schweden, gest. 6. Nov. 1632 in der Schlacht bei Lützen.

[2] Wallenstein, ermordet am 13. Febr. 1634 zu Eger; vgl. Lyr. II 13.

Mit mir, du Großer, blättre die Zeiten durch
Und schau das Heute staunend dem Einst gepaart.
Bewegt von ungeahntem Glücke
Mußte das Dunkel den Tag entzünden.

Dein Lebensabend hat zu der Lustren zehn
Neun Doppeljahre reichlich hinzugefügt,
Noch unverdüstert, unverwelkt noch,
Nimmer entblättert. Der Jugend Zepter,

Dein Arm ermüdet's, aller Geschäfte Wucht,
So schwer sie drückte, nervig bewältigend.
Die Gegner wollten dich vernichtet,
Wollten gemordet dich schaun, doch lebst du,

Und so viel froher, da zu den Schatten hin
Die Feinde sanken. Dich von der Väter Thron
Zu stürzen, sann ihr Plan: im Erbe
Herrschest du fort; dich im Staub zu plündern:

Da sproß der Lorbeer glänzender Siege dir;
Mit argen Tücken niederzuhaun dein Heer:
Doch immer wach fliegt deiner Reiter
Stürmische Wolke auf offenem Feld hin.

Ob dich der Schwede wähnte zermalmt, du stehst,
Ob tot, frohlockst du. Die sich dein Fürstenschloß
Noch jüngst geträumt als neuen Wohnsitz,
Ruhen bestattet in niedrer Urne.

Die bleigetroffen, die von der Flut verschwemmt,
Die sumpfbegraben, stiegen verschied'nen Tods,
Doch gleich an Gräbern sie zu Haufen
Nieder ins dunkle Verließ der Leichen;

Darunter manche, die der Verwüstung Fluch
Aufs Banner schreibend, alles der Glut zu weihn
Sich angeschickt — da sank die Lohe;
Rings zu verheeren des Landes Markung —

Da wogt's alljährlich, üppiger Ernte voll;
Auf Bürgermord zu häufen der Städte Schutt —
Sie stehn verschont, und gleicher Zierde
Fügt sich der alten die jüng're Mauer.

Was eingeschüttet, steht nur gewalt'ger auf
Mit neuem Bollwerk. Giebel an Giebel steigt,
Altäre prangen. In den Tempeln
Wühlte der Finne mit frevlen Krallen —

Zahlreicher heben jene das Ätherhaupt.
Zur Stadt hernieder ließ sich auf off'nem Markt
Der großen Jungfrau Schutz. Aus Unheil
Träufet uns Glück, wenn gebeut der Himmel.

Mit tiefen Hauern wollte so mancher Feind
Den Stamm der Boier völlig entwurzeln schon,
Da wuchs unsterblich neue Frucht an;
Wollten verfinstern des Ruhmes Sonne —

Sie strahlt von neuem; hemmen das Machtgebot,
Und weiter drang es. Gönnte doch Heidelberg[1]
Bereits dem Jüngling keinen Sprossen!
Seltner Erfolg — unerhörte Fügung!

Dem Greise schafft ein doppelter Erbe Trost
Und Vaterfreude. Mählich verscheuchet dir
Die Sorgen, mählich krönt dein Alter
Ferdinand hold, die erblüh'nde Rose.

Schon ward er Bruder, schon ist an Castor eng
Geschmiegt ein Pollux. Schon zu Geplauder fließt
Sein herzig Lachen, schon durchirrt er
Deine Paläste, ein kleiner Heros.

Sichere Ruh im Kreuze[2].

Silv. II, Apiarium 5 (Silbert).

Glaubte man nicht, es beseelt' ein lebendiger Funke der Gottheit
Die also klugen Tierelein?
O wie ist herrlich die Burg des honigerfülleten Königs,
Der Bienen wächserner Altar!
Mich erschreckt nicht in der Luft das koribantische Sumsen,
Noch der Bepfeileten Getös.
Ruhig lass' ich sie schwärmen, wiewohl mir der brennende Stachel
Des Bienenheeres furchtbar ist.
Denn es fesselt der Genius sie der heiligen Stätte,
Der Thron, von Gottes Blut geweiht.
Dorten erbautest du dir dein Kämmerlein, o Katharina
Von Siena, du Himmelszier!

---

[1] Gemeint ist Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, Maximilians Vetter.

[2] Diese Probe ist genommen aus der kleinen Gedichtreihe *Apiarium* (Bienenstock). Darin besingt der Dichter in mystischer Weise die von ihm in Haidhausen bei München beobachtete Begebenheit, wie ein junger Bienenschwarm in einem hölzernen Kruzifixe seine Honigzellen anlegte.

Auch entsog Bernhard, die Biene, den nämlichen Zweigen
Die Fülle süßen Honigtaus;
Und an diesem Busen zu ruhn, die Gattin verlassend,
Erglühte Elcearius.

Maria Hilf.

Lyr. IV 4 (Zierler).

Neige wieder
Dich hernieder,
Königsmaid, zu meinem Sang.
Winters Schweigen,
Flockenreigen
Hemmten meine Lieder lang.

Fröhlich gleiten
Lüfteweiten
Frühlingslaue Winde hin;
Der Platanen
Grüne Fahnen,
Bäume, Sträucher grüßen ihn.

Heiter schmälen
Vögleinkehlen
In des Waldes Schauspielhaus:
„Seht wie hastig
Und morastig
Winter zieht zum Land hinaus!"

All die schnellen
Silberwellen
Sind vom Winterschlaf erwacht;
Auf den Wiesen
Gräser sprießen,
Und es blüht der Blumen Pracht.

Von den Weiden
Will ich schneiden
Einer Maienpfeife Rohr.
Und es quellen
Tönewellen
Schlicht, o Maid, zu dir empor.

Dir alleine,
Schön wie keine,
Tönt mein Lied, du Schmuck der Welt:
Denn dich ehren
Himmelssphären,
Land und Inseln, Meer und Belt.

Zum Gelingen
Kannst du bringen
Aller Wünsche lange Reih'n,
Dem Gesinde
Loser Winde
Läßt du nie zum Spiel sie sein.

Schuldbedrückter,
Gramgebückter,
Halb Verlor'ner süße Ruh'!
Unsre Wehen
Zu dir flehen,
Unsre Seufzer hörest du.

Andre eilen
Auch zu heilen
Schmerz und Qual, doch nicht so reich
Strömt der Segen
Uns entgegen,
Und kein Heil'ger ist dir gleich.

Stellenweise
Trock'ne Gleise
Weist die Gnad' der Heil'gen auf,
Meerergossen
Kommt geflossen
Deiner Gnaden Stromeslauf.

Bleiche Fieber
Fliehn vorüber
Vor der Heil'gen Huld und Gnad',
Türen fallen,
Fesseln schnallen
Auf sich, und die Freiheit naht.

Gift'ge Schlangen
Sehn mit Bangen
Sich von Heiligen bedroht,
Und mit Zagen
Flüchtig jagen
Her vor ihnen Pest und Tod.

Es befehlen
Selbst den Seelen
Andre Heil'ge wunderbar,
Und nach oben,
Gott zu loben,
Führen sie die lichte Schar.

Doch die Gaben
Aller haben
Nur ein engbegrenztes Feld,
Wo sie glänzen;
Ohne Grenzen
Dehnt sich deines Wohltuns Welt.

Nächst am Throne
Deinem Sohne
Bist du nie der Gnaden bar,
Reiche Bronnen
Süßer Wonnen
Bietet immer dein Altar.

Die Mutter mit dem Jesuskinde.

Lyr. II 18 (Zierler).

Jungfrau, heiter wie die Sonne
Lächelst du in sel'ger Wonne,
Hält dein Kind mit Rosenwangen
Mit dem Ärmchen dich umfangen.

Keine Eiche wird gefunden,
Die der Efeu so umwunden,
Wie mit tausend Liebesgrüßen
Kind und Mutter sich umschließen.

Sieh, wie glühend seine Wangen
Nach der Mutter Kuß verlangen!
Und sie läßt sich gern besiegen,
Lächelnd es an sich zu schmiegen;

Küßt vom Auge ihm die Tränen;
Denn das Knäblein ist ihr Sehnen,
Nur in ihm lebt sie, die Reine,
Und ihr Leben ist das seine.

An die Maienkönigin.

Lyr. IV 4 (Zierler).

Wie gern dir zur Ehre
Besing' ich, o Hehre,
Dein Lob, deinen Preis!
Du Hort meines Strebens,
Du Mutter des Lebens,
Wie lieb' ich dich heiß!

Vom schneeigen Wagen
Des Mondes getragen
Bringst reich du zurück
Dem erlahmten Gemüte
Erfrischende Blüte
Und Freuden und Glück.

Die vereisete Quelle
Befreit ihre Welle,
Hüpft strahlend empor,
Es quellen und gleiten
Aus schimmernden Saiten
Mir Lieder hervor.

Deine Huld, deine Schöne
Lobpreisen die Töne,
So schüchtern sie sind:
Was sonst ich besungen,
Verrauschte verschlungen
Vom brausenden Wind.

Doch fühlt meine Laute
Dein Atmen, o Traute,
So lenzet sie gleich,
Und es sprießen wieder
Wie Blumen die Lieder
So rosig und weich.

Bei plätschernden Quellen
Da sprudeln die Wellen
Des Liedes hervor,
Die Trauer muß schweigen,
Und im Walde da neigen
Die Vöglein ihr Ohr.

Komm immer aufs neue,
Daß alles sich freue,
O Mutter der Lust!
Und wecke mir wieder
So selige Lieder
In heiterer Brust!

Dir gänzlich ergeben
Will ferner ich leben
In Freuden und Licht;
Und rufest du lieber
Deinen Sänger hinüber,
Ich gräme mich nicht.

Beim Tode eines Kindes.
Lyr. IV 21 (Herder).

Das verbietet die diamant'ne Pforte,
Daß dein Sohn dem Flehenden wiederkehre,
Klopft auch Orpheus selbst mit Zaubertönen
An die verschloss'ne.

Deine Tränen, o Vater, sind verloren;
Drum bekämpfe den Gram, bis er sich selbst bricht!
Ein Kind ist dir entnommen, doch ein einz'ges,
Einziges Kind nicht.

Sieh, dein Heinrich lebet; der Rosenknabe
Benno glüht wie die edle, volle Traube;
Deine Töchter blühen, die ält'ste zieret
Jetzo der Brautkranz.

Und auch Edmund lebet; er hat im Grabe
Nur die staubigen Kleider abgeleget;
In der Urne liegen die Fesseln; er durch-
wandert den Äther.

Deutschlands Klagegesang.
Silv. IV 1 (Herder).

Den Kranz von Rosen legte Germanien
Zur Erd' und streuet Asche sich aufs Haupt;
Ihr Antlitz welket; ihre Locken
Fliegen zerstreuet umher. Was tönen

Für Klageseufzer hoch zu den Wolken auf?
Unüberwindbar mächtige Königin
Der Völker, sitzest du als Witwe
Nieder am Boden und schlägst die Brust dir?

„Was atm' ich länger? ich, die Verachtete!
Des Feindes Beute, Beute der Spottenden,
Ich ringe zur Geburt und kann nicht,
Kann nicht gebären. O, welchem Schicksal

„Erspar' ich mich, von innen und außen gleich
Bedrängt, begraben? Nebeneinander liegt
Macht, Ehre, Tugend, Glück und Würde.
War es nicht Höhe, die mir zum Fall ward?

„Wo sind die Zeiten, als ich der Erde rings
Gesetze gab, hinüber den Alpen, dort
Am Belt, der Tiber, an der Schelde,
Weichsel und Rhone; wo sind die Zeiten?

„O, gebt mich wieder meinen gefürchteten,
Eiskalten Wäldern, wo mich ein Tacitus
Lobpries und meine tapferen Söhne,
Biedere Söhne, die Mutter schützten!"

Marienfrühling [1].

Silv. VII 1 (Zierler).

Nun komm' ich von Venusia hergegangen
Und vom Ofanto ins Pelignerland;
Leb wohl, o Flakkus, den ich sonst umfangen,
Mit Naso knüpf' ich nun der Freundschaft Band,
Doch reinen Sinns. Ich lass' den Wolkenwagen,
Der über Bergesrücken sonst mich trug;
Bei Veilchen find' ich jetzt mein Wohlbehagen,
Am Boden flattere ich mit trägem Flug.
Bei Strauch und Beeren hin auf glatten Kieseln
Nun mag das Bächlein meiner Lieder rieseln.

O schöner Lenz, gegrüßt mit Jubelpsalmen,
Du bist das Jahr noch in der Jugend Traum,
Geschmückt mit weichen, zarten Saatenhalmen,
Ein Jüngling mit dem ersten Backenflaum!

[1] Herder bemerkt zu diesem Gedicht: „Eine reiche Sammlung von Anlagen zu Idyllen und Frühlingsgedichten, dem größten Teile nach jetzt noch ungebraucht."

Noch hält kein Ährenbart dein Kinn umfangen,
Noch bräunt kein Juni dir das Angesicht,
Der erste Tag mit freudenroten Wangen,
Es war ein Tag im Frühlingssonnenlicht;
Da hob aus Wolkenwindeln seinen zarten
Frühlingsknospenschmuck der Paradiesesgarten.

So stand die Welt. Gewiegt von lauen Winden
Schläft düftereich der Blust im Blätterzelt,
Wie nun ein Zephyr fächelt durch die Linden
Und blumenstreuend Lenz den Einzug hält.
Dem Wandrer lacht die weite Flur entgegen
Im Farbenglanz von Meisterhand gemalt,
Befruchtend träuft vom Himmel her der Regen,
Und alles sprießt in Anger, Feld und Wald.
So webt sich zart der Erde grüner Schleier,
Sie ist die Braut, der Himmel ist ihr Schleier.

Es lacht erfrischt, wenn leicht die Wolken tauen,
Das Ackerland mit seiner jungen Saat.
Der Pfau stolziert durch Fluren hin und Auen,
Und selbstbewußt wölbt er sein Sternenrad;
Wie belgische Tapeten ist es golden
Und zart gestickt; den düftereichen Mund
Erschließt die Narde und die Blütendolden,
Die Ringelblume mit dem goldnen Grund;
Der Herde Lenker geht die Schäflein tränken,
Wo Weiden sich zu Wasserrosen senken.

Dann brüstet Agon sich mit Flötenblasen,
Da er den Mopsus ungeübter weiß;
Jolas hört's beim Haselstrauch am Rasen,
Und mit Palämon ringt er um den Preis.
Ein Hirte ruft: „Treibt fort aus dem Reviere
Der Böcke Schar, Märzsame taugt nicht viel!
Ihr Jungen, achtet fleißig auf die Stiere,
Am besten wirkt noch Schatten, frisch und kühl!"
Es plaudert rings seit erstem Morgenscheine
Bis in die Nacht das Schwätzervolk der Haine.

Die Vöglein alle, die den Winter schliefen,
Vom Lenz geweckt, erwachen ungesäumt
Und singen laut in Höhen und in Tiefen,
Was sie die lange Winternacht geträumt.
Nun will ich Schwingenträger aus mir wählen
Und singen, was ich Rühmenswertes fand,
Von ihren Sitten, Kämpfen euch erzählen,
Von ihren Liedern, ihrem Vaterland.

Nichts soll die Nachtigall an Ruhm verlieren,
Noch soll allein die Lerche triumphieren.

Des Honigs Gold aus Eichenstämmen quillet,
Aus Quellen schäumt des Silbers blanker Schwall,
Der kaum zerstäubt aufs neue stets sich füllet;
Die Seeflut steiget bis zum Uferwall
Und lädt uns ein, auf raschem Boot zu fahren,
Das Efeu kränzt. Wir denken jener Zeit,
Da Weinflut hob die Gondel der Cäsaren
Und hintrug durch des Zirkus Herrlichkeit,
Wo Rom am Ufer stand im weiten Bogen
Und mancher lechzte nach den süßen Wogen.

Wir ziehn vielleicht mit Angeln und mit Netzen
Zum Fischfang aus, wo frische Wogen blaun;
An Meeressternen mag das Aug' sich letzen,
Darf es der Nymphen schnellen Reigen schaun.
Es jauchzt die Welt, umstrahlt vom lichten Himmel,
Es jüngt der Schlangen kriechendes Geschlecht
Sich selbst; der Herde blöckendes Gewimmel
Frohlockt, und Widder schreiten zum Gefecht.
Ein leichtes Rot durchblitzt des Himmels Bläue,
Daß alles sich der schönen Welt erfreue.

Nun laßt von fremden Völkern mich erzählen,
Und was sie tun, wenn uns der Frühling nah';
Venedig schifft hinaus, sich zu vermählen
Zur treuen Braut das Meer der Adria,
Der Nachen strahlt im Glanz der Senatoren,
Der Doge weiht des Ringes Kostbarkeit,
Sirenenlieder klingen uns zu Ohren,
In Orgeltönen brauset weit und breit
Ein mächt'ger Chor von tausend Wellenzungen
Zum hehren Feste frohe Huldigungen.

Und anders wieder sind der Türken Sitten,
Der Perser Bräuche, anders sind sie ganz;
Doch jedes Volk jauchzt bei des Frühlings Tritten,
Und reihet ihm der Feste lichten Kranz.
Ich schweig' von ihm, der nur den Frühling schändet,
Vom ungestümen, trotzigen April;
Mit Schnee und Schlossen, off'nem Aufruhr wendet
Er ruchlos sich zum Kampf. — Indes er fiel:
Besiegt vom Mai mit Waffen, blumenreichen,
Muß er beschämt vom grünen Plane weichen.

So bringen wir bald heitere Geschichten,
In denen Scherz das holde Zepter führt,
Bald müssen Trauerstücke wir berichten,
Wie Frankenland und England sie gebiert.
Trägt man nicht gern, man hört doch Trauerfälle
Mit Rührung an; (denkt an die Thebais!)
Oft überschwemmt des Schmerzes düst're Welle
Der Freuden unbeschütztes Paradies.
Drum berg' ich manche knospende Gedanken,
Bis ausgereift sie aus zur Sonne ranken.

Ein Plätzchen weiß ich meinen Dichterträumen,
Ein Buchenwäldchen an der Isar Strand,
Dort wohnt Frau Echo unter schatt'gen Bäumen
Und reicht dem Gaste gern die treue Hand.
Und weil sie Antwort gibt auf meine Fragen
Wie die Sibylle im Trojanerkrieg,
So soll sie alles melden mir und sagen
Von unserm Kampfe, Frieden, Ruhm und Sieg.
Und was nicht wohl sich melden läßt und schildern,
Spricht hold uns an doch aus der Dichtung Bildern.

Wohlan, ich will aus ihrem Musenneste
Die Täublein locken her an meine Hand,
Und Lieder streu' ich aus beim frohen Feste,
Und Bäume pflanzend zieh' ich durch das Land.
Dann klagt man nicht: zu hoch schwebt stets der Sänger,
Wer reicht an seinen Wolkensitz hinan?
Sein Sinn ist stets ein wahrer Doppelgänger,
Und schalkhaft neckt er nur den schlichten Mann.
Wir können auch einmal im Schaffen wechseln
Und leichte Liedchen an der Drehbank drechseln.

Bekannt ist uns die Muse des Verbannten
Und des Pelignerlandes Kieselsand;
Tibullus auch gehört zu den Bekannten,
Der Umbrer reicht uns gern die Männerhand.
Wir singen drum von süßer Liebe Feuer,
Doch so, daß niemand es zu tadeln weiß;
Dein Lob, wir bergen's nicht, o Jungfrau teuer,
Besingen wir, o Jungfrau, deinen Preis.
So drängt das Herz, das pochende, mich immer,
So mahnt Auroras ahnungsvoller Schimmer.

Der Lenz ist Winter ohne dich und düster,
Tot ist der Mai, ein Greis der Februar;
Es schweigt der Quellen munteres Geflüster,
Schwarz ist der Blumen kramgewelkte Schar.

Doch schimmert kaum dein Haupt im Sternenkranze,
Blickst du nur lächelnd auf die Auen hin,
Dann leuchten Lilien rings im weißen Glanze,
Dann rauschen Bächlein fröhlich durch das Grün;
Die Rosen, die bei rauhem Reife starben,
Sie prangen neu in heißen Purpurfarben.

Ein Storch und eine Schwalbe freilich schufen
Noch nie allein des heitern Lenzes Glück,
Doch hören, süße Taube, dich wir rufen,
So kehret uns das Paradies zurück.
O mache selber mir dich zum Geschenke,
O nenn dich mein, wenn ich im Lied dich preis'!
Nie pflück' ich Veilchen, daß ich dein nicht denke,
Eh' decke sie des Winters starres Eis!
Den Kohl der Alten wärme ich nicht wieder,
Noch tisch' ich auf der Griechen Fabellieder.

Nur neue Blumen bring' zum Angebinde
Ich dar, geheimnisvoll geschmückt und hehr,
Wie einstens ich besang Altöttings Linde,
So pflanz' ich noch der schönen Bäume mehr,
Die rauh umschließen mit des Stammes Ringen
Der Andacht süßen, weihevollen Kern.
Geheimnisvoll wird meine Muse singen
(So höret sie der Kreis der Weisen gern)
Wie Salomon und von Ägyptens Hügeln
Die Braut mit Küssen ihren Bund besiegeln.

Viel, was wir einst an schatt'gen Flüssen sangen,
Weiß nicht die Welt. Doch Chloris dienet mir;
Im Garten hört der Süd auf mein Verlangen
Und kommt und weckt der Blumen schöne Zier.
Mir dient das Meer, mir dient im Talesrahmen
Die schmucke Fee mit goldnem Haargeschmeid.
Nichts hat der Zephyr als den bloßen Namen,
Du hast sein Wesen, holde Himmelsmaid.
Nichts anderes kann wie du die Kraft verjüngen,
Nichts kann wie du des Herzens Glut bezwingen.

An die Nachtigall.

Philomel. 2 (Herder).

Waldsirene, du liebliche
Frühlingssängerin, auf, und sei
Mir ein Bote der Liebe!

Siehst du meinen Geliebten, so
Sag ihm an mit dem innigsten
Ton: „Es grüßet die Deine dich!"
„Grüßet" singe mit hellem Laut,
„Dich die Deine" mit Seufzen nur!
Fragt er, was ich beginne, so
Sag ihm an mit gebrochenen
Klagetönen: „Ihr brennt die Brust
Voll von heiliger Flamme. Sie
Ruhet unter dem Apfelbaum,
Hingesunken, zerflossen in
Tränen. Nach dem entferneten
Liebling schießt sie den Flammenpfeil."

Bleibt er stumm wie ein Fels im Meer,
Hört dich kaum und bewegt sich nicht,
Gibt ein trauriges Lebewohl
Dir zur Antwort und denket mein,
Mein nicht mehr: o, so dringe du
Lauter, zärtlicher ihm ans Herz!
Suche, suche den kühnsten Ton
Und beweg ihn! — Du fleuchst noch nicht?
Weilst du, Bote der Liebe? Weh',
Weh' mir Armen! — O fleuch, o fleuch!

Beifall.

Silv. VII 15 (Herder).

Allen immer gefallen, ist ein Glücksspiel;
Wenigen gefallen, ein Werk der Tugend,
Wenn's die Besseren sind; gefallen niemand
Schmerzet und kränket.

Soll ich wählen? Ich wählte gern die Mitte,
Wenigen gefallen und nur den Besten.
Aber unter beiden, ob allen oder
Keinem? — o keinem!

Verbesserungen.

S. 12, Zeile 4 von unten lies: regressum, statt: regressu.
S. 32, Zeile 8 lies: Liederkranz, statt: Epos.
S. 76, Zeile 5 lies: zu den sechs ersten Büchern, statt: zum sechsten Buche.
S. 80, Zeile 16 von unten lies: 204, statt: 132.
S. 114, Zeile 17 lies: 1635, statt: 1645.
S. 134, Zeile 10 lies: 1831, statt: 1821.
S. 136, Zeile 13 lies: 1848, statt: 1884.

Feb. 28, 1908